

Wortprotokoll

Öffentliche Sitzung

Ausschuss für Kulturelle Angelegenheiten

44. Sitzung
6. Januar 2020

Beginn: 14.00 Uhr
Schluss: 17.11 Uhr
Vorsitz: Sabine Bangert (GRÜNE)

Punkt 1 der Tagesordnung

Aktuelle Viertelstunde

Siehe Inhaltsprotokoll.

Punkt 2 der Tagesordnung

- a) Besprechung gemäß § 21 Abs. 3 GO Abghs [0147](#)
Die Förderung einer lebendigen deutsch-jüdischen Kult
Kultur in Berlin
(auf Antrag der AfD-Fraktion)
- b) Besprechung gemäß § 21 Abs. 3 GO Abghs [0171](#)
Jüdisches Kulturleben in Berlin – Situation und Kult
Perspektiven, Möglichkeiten der Förderung
(auf Antrag der Fraktionen der SPD, der CDU, Die
Linke, Bündnis 90/Die Grünen und der Fraktion der
FDP)

Hierzu: Anhörung

Vorsitzende Sabine Bangert: Als Anzuhörende begrüße ich sehr herzlich in alphabetischer Reihenfolge Frau Alexandra Julius Frölich, die künstlerische Leiterin des Deutsch-Jüdischen Theaters, Herrn Gerhard Kämpfe, Leiter der Jüdischen Kulturtage Berlin, Frau Sara Nachama,

Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, sowie Frau Dr. Anja Siegemund, Direktorin der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum. Herzlich willkommen! Wir freuen uns sehr, dass Sie Gäste in unserem Ausschuss sind. – [Allgemeiner Beifall] – Ich gehe davon aus, dass die Anfertigung eines Wortprotokolls gewünscht ist. – Ich höre keinen Widerspruch, sehe im Gegenteil Nicken. Dann machen wir das so. Wir kommen zur Begründung des Besprechungsbedarfs zu Punkt 2 a) durch die AfD-Fraktion. – Herr Dr. Berg, bitte schön!

Dr. Hans-Joachim Berg (AfD): Herzlichen Dank, Frau Vorsitzende! – Herzlichen Dank, verehrte Anzuhörende! Der Besprechungspunkt, den wir ja bereits im April letzten Jahres angemeldet hatten, heißt ganz bewusst: Förderung einer lebendigen deutsch-jüdischen Kultur. – Ein besonderes Anliegen ist uns dabei, das in seinem künstlerischen Ansatz einzigartige Deutsch-Jüdische Theater in den Fokus zu rücken. Der Senat erklärte mehrfach, ihm sei die finanzielle Situation des Theaters nicht bekannt. Das Deutsch-Jüdische Theater hat auf diese Aussage in einem Schreiben vom 16. September, das dem Ausschuss vorliegt, mit Unverständnis reagiert. Ab heute – und das ist auch eines der Ziele dieser Anhörung für uns – wird dem Senat die Situation des Theaters bekannt sein.

Es kämpft ums Überleben, hangelt sich von einer Projektförderung zur anderen und lebt von viel Idealismus und Selbstaussbeutung. Der Senat erklärte nur, dass ihm die haushalterischen Förderinstrumente fehlten, um das Theater finanziell zu unterstützen. Das hätte man ändern können, meinen wir. So hat sich die AfD in den Haushaltsberatungen 2017 und 2019 für das Deutsch-Jüdische Theater eingesetzt. In beiden Jahren hat meine Fraktion erfolglos Änderungsanträge für den Kulturhaushalt eingebracht. Das Deutsch-Jüdische Theater hat mit dem Coupé-Theater gegenwärtig eine Spielstätte, die es sich für Aufführungen und Proben teilen muss. Mittel gibt es darüber hinaus weiterhin nicht. Die Anträge des Theaters wurden alleamt abgelehnt.

Der Senat verwies in der Beantwortung meiner Schriftlichen Anfrage darauf, dass die Theaterförderung auf der Grundlage einer Juryempfehlung vergeben wird. Im Sinne einer Gleichbehandlung müsse sich auch das Deutsch-Jüdische Theater diesem Vergabeverfahren stellen. Offensive Förderabsicht sieht nach unserer Ansicht anders aus. Wir sind der Auffassung, dass das Deutsch-Jüdische Theater in eine eigene Kategorie fällt. Das Theater – so beschreibt es sich selbst – macht jüdisches Leben für nichtjüdische Menschen niederschwellig zugänglich und ist mit anderen Einrichtungen nicht wirklich vergleichbar. Dieses besondere Theater gilt es unserer Auffassung nach zu erhalten.

Nun sind über den Bildungshaushalt für die Jahre 2020 und 2021 jeweils 86 000 Euro für das Projekt „Shalom-Salam“ eingestellt worden. Dies ist wohl der Kollegin Kittler zu verdanken, die in beiden Ausschüssen sitzt. Wir würden uns wünschen, dass auch die Senatsverwaltung für Kultur den Wert und die besondere Förderungswürdigkeit des Deutsch-Jüdischen Theaters erkennt. Darüber hinaus haben wir natürlich ganz allgemein ein Interesse an der Förderung jüdischen Kulturlebens in Berlin. Schön, dass nach uns auch die übrigen Fraktionen einen Antrag auf Besprechung eingebracht haben! Wir freuen uns auf die Anhörung. – Herzlichen Dank!

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank, Herr Dr. Berg! – Dann kommen wir zur Begründung von Punkt 2 b), und da hat sich Frau Kittler gemeldet. – Bitte schön!

Regina Kittler (LINKE): Vielen Dank! – Wir sind ja nun in den Zwanzigerjahren angekommen, deswegen haben wir hier heute schon Glückwünsche ausgetauscht. Nicht nur in den Medien, sondern, ich glaube, bei uns allen ist im Kopf sofort die Assoziation da, mal 100 Jahre zurück und an die Zwanzigerjahre des vorigen Jahrhunderts zu denken. Wir hatten zu dieser Zeit in Berlin eine kulturelle Vielfalt, wie sie in Europa ihresgleichen suchte. Da jeder dritte deutsche Jude bzw. Jüdin in Berlin lebte, hatten wir auch eine breite jüdische Kulturlandschaft in Berlin. Die Kunst und Kultur der Weimarer Republik wäre nicht die, die sie gewesen ist, ohne diese großen Namen, die uns allen sicherlich gleich einfallen, wie Liebermann, Tucholsky, Schönberg, Reinhardt, Kafka, Chagall und wie sie alle hießen, die alle in Berlin waren. Wir alle wissen, dass die Weimarer Republik im Zusammenhang damit endete, dass die jüdischen Menschen aus unserer Stadt, aus unserem Land vertrieben wurden und massenhaft ermordet wurden. Das war ein großer Verlust für die Kunst und Kultur Berlins und natürlich auch Deutschlands und Europas.

Umso schöner ist es, dass wir heute in Berlin eine Entwicklung haben, dass jüdische Menschen wieder verstärkt in unsere Stadt ziehen, dass es wieder eine jüdische Kultur gibt, die nicht nur mit einem Theater verbunden ist, sondern eine immer breitere Landschaft einnimmt, und dass wir wieder sehr viele jüdische Künstlerinnen und Künstler haben, die in dieser Stadt ein Engagement finden, die also auch in Theatern und Konzerten zu erleben sind, und dass aus der jüdischen Gemeinde heraus auch eine entsprechende Arbeit geleistet wird, von der wir heute noch mal ein bisschen genauer hören können. Wir wollen einen Einblick in die breite Landschaft der jüdischen Kultur hier in der Stadt erhalten, wir möchten die Situation von den Anzuhörenden dargestellt bekommen, die Entwicklungsmöglichkeiten und sicherlich auch Probleme, die es in dem Zusammenhang gibt, und wir möchten dann gemeinsam auch über die Möglichkeiten der Förderung auch im Zusammenhang mit der Auswertung dieser Anhörung dann zu einem späteren Zeitpunkt diskutieren.

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank, Frau Kittler! – Gibt es weitere Wortmeldungen zur Begründung? Grundsätzlich haben alle antragstellenden Fraktionen die Gelegenheit. – Das ist nicht der Fall. Bevor wir zur Anhörung kommen, bekommt Herr Kultursenator Dr. Lederer das Wort zu einer einleitenden Stellungnahme. – Bitte schön!

Bürgermeister Dr. Klaus Lederer (SenKultEuropa): Vielen Dank, Frau Vorsitzende! – Wir als Senatsverwaltung sind ja hier in einer doppelten Verantwortung, einerseits, weil wir – Herr Dr. Kroegel ist ja auch da, der stellvertretende Beauftragte – zuständig sind für die Beziehungen des Landes Berlin zu den Kirchen, Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften in unserer Stadt, und zweitens, weil wir als Kulturverwaltung künstlerische Exzellenz in der Stadt fördern, das heißt, das Breitenangebot durch zusätzliche Förderangebote ergänzen.

In diesem Zusammenhang gibt es einerseits das jüdische Leben und die jüdische Kultur in unserer Stadt in großer Breite, auf der anderen Seite das jüdische Kulturleben im engeren Sinn, das eine sicherlich eine Schnittmenge des anderen, aber beides nicht unmittelbar gleichzusetzen. In der Tat ist es so, dass von 1989, 1990 an die klassische jüdische Gemeinde, die hier über lange Jahre doch sehr klein war und immer wieder um ihre eigene Existenz kämpfen musste, durch die sogenannten jüdischen Kontingentflüchtlinge aus den ehemaligen Staaten der Sowjetunion ein beträchtliche Stärkung erfahren hat. Das war zwischen 1991 und 2005. Seit Beginn dieses Jahrtausends sind dann auch jüdische Menschen aus Israel, aus den USA, aus anderen Ländern nach Berlin gekommen, haben sich hier niedergelassen, wollten hier

gerne leben, und das kann eine Stadt, von der aus die Shoah geplant und ins Werk gesetzt worden ist, nur glücklich machen. Wir sehen unsere Pflicht als Senat, alles dafür zu tun, dass dieses jüdische Leben zum einen sicher sein kann und zum Zweiten auch alle Unterstützung erfährt, die wir im Rahmen des Möglichen in der Lage sind zu geben.

Insofern gibt es den Staatsvertrag zwischen der jüdischen Gemeinde und dem Land Berlin, der zum einen die Staatsleistungen beinhaltet und darüber hinaus auch Unterstützung für Tätigkeiten auf kulturellem Gebiet oder für die Jüdischen Kulturtage beinhaltet. Wir haben all diese Ressourcen in den vergangenen Jahren auch noch mal erhöht, manche deutlich, manche weniger deutlich, aber eigentlich überall erhöht, und wir unterstützen als Land Berlin natürlich auch die Landesstiftung Neue Synagoge – Centrum Judaicum. Frau Dr. Siegemund! Ich freue mich sehr, dass Sie heute auch als Anzuhörende hier sind. Das gehört im Grunde zu dem, was wir hier seit Jahren machen und in den vergangenen Jahren verstärkt machen, und nachdem die Jüdischen Kulturtage eine Weile lang gar nicht stattfinden konnten, haben Sara Nachama und Gerhard Kämpfe sich aufgemacht und sie in einer großartigen Art und Weise wiederbelebt. Alle können sich davon ein Bild machen. Auch das unterstützen wir.

Natürlich ist es aber nicht so, dass wir einen Überblick hätten – und da bin ich auch ganz froh, weil das zeigt, wie vielfältig das ist –, wo überall jüdische Kunst und jüdische Kultur in unserer Stadt stattfindet. Sie findet nämlich auch an Orten statt, die mit staatlicher Förderung überhaupt nichts zu tun haben. Das beginnt bei jüdischen Restaurants, geht weiter über jüdische Buchläden, Magazine, Onlineportale bis hinein in die Kunstszene. Die Barenboim-Said-Akademie wäre ohne Beteiligung jüdischer Musikerinnen und Musiker undenkbar. Unsere sieben staatlichen Orchester könnten wir uns klemmen, wenn es das nicht gäbe. Die Tanzkunst in unserer Stadt wird durch jüdische Künstlerinnen und Künstler massiv gestärkt und profiliert. Man kann das Ganze fortsetzen mit der Clubkultur, der Musikszene, es ist mittlerweile ein unfassbar enges Band zwischen Tel Aviv und Berlin, was den Austausch von Künstlerinnen und Künstlern angeht. Das haben ja die Debatten beispielsweise um unser Popkultur-Festival gezeigt. Bei all diesen Dingen stehen wir, und ich finde es gut, dass wir diese Vielfalt in unserer Stadt haben.

Dass Künstlerinnen und Künstler auch völlig unabhängig von staatlicher Förderung Großartiges leisten, konnte man jetzt auch in der Kunstaustellung „?!Angekommen!?“ sehen, die heute ihre Finissage hat – ich habe sie mir letzte Woche auch noch mal angeguckt –, wo Künstlerinnen und Künstler, die aus den Ex-Staaten der Sowjetunion nach Berlin gekommen sind, zeigen, was sie handwerklich und künstlerisch draufhaben. Das ist einfach großartig. Das Ganze geht weiter mit der Ausstellung „Family Business. Erinnern als künstlerisches Motiv“. Also auch da gibt es Raum, um zu schauen, was Künstlerinnen und Künstler in unserer Stadt machen. Wir haben vergangenes Jahr – oder war es vorvergangenes Jahr, Herr Dr. Kroegel? – den Jüdischen Zukunftskongress veranstaltet mit 800 Teilnehmern an ganz verschiedenen Orten in unserer Stadt und einem entsprechenden Kulturprogrammanteil, den das Ernst-Ludwig-Ehrlich-Studienwerk mit seiner – wie soll ich das nennen? – Abteilung oder seinem Projekt „Dagesh“ auf die Schiene gesetzt hat. Wir haben das Louis-Lewandowski-Festival für Synagogalmusik, wo wir als Land Berlin im vergangenen Dezember erstmalig ein konkretes Vorhaben unterstützt haben und wo die Weltklasseensembles der Synagogalmusik sich die Klinke in die Hand geben. Die Jüdischen Kulturtage sind schon genannt worden. Lange Rede – kurzer Sinn: Es gibt so viel in unserer Stadt, dass es unmöglich ist, sich darüber einen kompletten Überblick zu verschaffen. Insofern glaube ich, dass auch die vier Anzuhörenden heute

logischerweise nur einen kleinen Ausschnitt vermitteln können. Wer mehr wissen will, muss sich einfach selber auf die Suche machen, und das ist das Schöne.

Ich will jetzt die Fördermöglichkeiten im Einzelnen gar nicht noch mal aufzählen, denn es gibt ja mannigfaltige. Angefangen bei den Dingen, die wir explizit über den Beauftragten für Kirchen, Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften fördern, also Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Jüdisch-Muslimischer Dialog, „Dialogperspektiven“ bei der ELES und andere, gibt es natürlich den ganzen Reigen von Förderinstrumenten. Klar, die Jüdischen Kulturtage fördern wir explizit, die Jüdische Gemeinde bekommt einen Zuschuss für Tätigkeiten auf kulturellem Gebiet, die Jüdische Volkshochschule wird von uns unterstützt. Also da gibt es schon eine ganze Menge, was wir unterstützen. Ansonsten gilt aber – und das finde ich auch richtig –, dass alle die Möglichkeit haben, sich in unseren Fördersystemen zu bewerben. Alle heißt alle, und das heißt nicht, Herr Dr. Berg: Mir gefällt irgendwas ganz besonders, und deswegen richte ich einen Titel ein, weil ich politisch feststelle, das ist jetzt was ganz Besonderes, deswegen muss es ganz besonders gefördert werden. – Wenn wir so Kulturförderung machen würden, dann würden wir genau den Vorwurf belegen, den Sie uns immer machen, nämlich dass wir nach Nase, Lust und Laune politisch entscheiden, wer Geld bekommt und wer kein Geld bekommt.

Deswegen muss ich mich an dieser Stelle noch mal für das System der jurybasierten Kulturförderung aussprechen und muss noch mal sagen: Man kann nicht permanent gegen die „links-grüne versiffte“ – – die „Entsiffung“ des Kulturbetriebs wie Herr Jongen im Bundestag herbeireden wollen, und am anderen Ende gefallen einem die staatsfernen Juryentscheidungen nicht. Da müssen Sie sich jetzt mal entscheiden, was Sie wollen. Entweder Sie wollen, dass wir als Senat, als Exekutive, oder Sie als Abgeordnete feststellen, welche Kultur qualitativ hochwertig genug ist, dass sie gefördert werden soll, oder wir lassen das Jurys machen. Dann müssen wir mit den Konsequenzen leben.

Ich sage an der Stelle nur: Wehe den Einrichtungen, die das Herz der AfD erwärmt haben! Also das muss ich echt sagen. Sie tun denen damit keinen Gefallen, denn gerade die AfD hat ja in kulturpolitischer Hinsicht eine sehr spezielle Vorstellung davon, was förderwürdig ist und was nicht. Das beweist Ihr Agieren im Bundestag und über alle Landtage hinweg bis in die Kommunen. Da kann ich nur sagen: Gott schütze uns vor dieser Art von Kulturpolitik! Dass auch das Deutsch-Jüdische Theater die Chance hat, bei Förderungen Erfolg zu haben, zeigt sich in der aktuellen Juryentscheidung des Hauptstadtkulturfonds, wo ein Projekt des Deutsch-Jüdischen Theaters unterstützt worden ist, und beispielsweise im Bildungsbereich darin, dass das Deutsch-Jüdische Theater Unterstützung für die erinnerungskulturelle Arbeit bekommt. Dafür hat – das haben Sie völlig richtig festgestellt – die Koalition gesorgt, und ich habe auch gehört, dass Frau Kittler sich da eingesetzt haben soll. Also wenn Sie über jüdische Kultur in Berlin reden wollen – über die deutsch-jüdische, das müssen Sie mir noch mal erklären, denn die israelisch-jüdische gefällt mir hier genauso gut –, dann gucken Sie sich nicht einen aus und erwärmen mit Ihrem Herz sozusagen alle anderen, dass Sie sich so für jüdische Kultur einsetzen. Das nimmt Ihnen, Herr Dr. Berg, so keiner ab. Lassen Sie die lieber machen, und lassen Sie sie Anträge stellen! Dann werden sie mehr Erfolg haben als mit Ihrer Unterstützung.

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank, Herr Dr. Lederer! – Herr Dr. Berg! Es gibt jetzt nicht die Möglichkeit zur Erwiderung. Das war die Stellungnahme des Senats. Wir haben

nachher eine Aussprache. Ich würde jetzt erst mal die Anzuhörenden zu Wort kommen lassen, und dann haben Sie Gelegenheit, darauf zu reagieren. – Dann kommen wir jetzt zu den Anzuhörenden. – Frau Frölich! Wollen Sie beginnen? – Sie haben das Wort – fünf Minuten!

Alexandra Julius Frölich (Künstlerische Leiterin des Deutsch-Jüdischen Theaters): Sehr gerne! Vielen Dank für diese Einladung! Liebe Mandatsträgerinnen und Mandatsträger! Ich freue mich sehr, dass ich heute hier sein darf, um das Anliegen des Deutsch-Jüdischen Theaters vorzutragen. Ja, wir haben eine Förderung vom Hauptstadtkulturfonds für unser Projekt „Mädchenorchester in Auschwitz – Noten in Not“ bekommen. Wir sind darüber sehr glücklich. Mein besonderer Dank geht natürlich auch an Frau Kittler, dass sie sich so vehement dafür eingesetzt hat, dass wir dieses und nächstes Jahr unser Projekt „Shalom-Salam: Wohin?“ durchführen können. Wir sind total glücklich. Vielen, vielen Dank!

Mich kennen ja gar nicht alle hier. Ich bin Alexandra Julius Frölich, ich habe in Berlin und Paris Theater- und Literaturwissenschaft studiert, Magisterabschluss, Diplomabschluss im Schauspielbereich. Ich bin 2011 zum Jüdischen Theater gekommen, damals noch unter Dan Lahav, der ja im Dezember 2016 gestorben ist, und habe dann dieses Erbe des Jüdischen Theaters übernommen, natürlich nicht allein. Ich habe ein professionelles Team hinter mir, wir sind fünf Leute in der Spitze, und im gesamten Ensemble, wenn wir „Shalom-Salam: Wohin?“ mit dazurechnen, sind wir ungefähr 35 Leute.

Ich weiß, dass es in der Vergangenheit, ich sage mal, ein paar problematische Beziehungen zwischen dem Jüdischen Theater und dem Senat und der Kulturverwaltung gegeben hat. Ich kenne die genauen Hintergründe nicht, ich habe vor ein paar Monaten mit Frau Esser telefoniert, und da meinte sie: Ein Titel für euch im Haushalt? Von unserer Seite aus nicht, denn ihr habt ja noch Schulden bei uns, genau genommen 40 000 Euro. – Das wurde mir gesagt. Da sage ich: Nein, ich habe keine Schulden bei euch. Also mein Team hat keine Schulden bei euch, der Förderverein für deutsch-jüdische Theatervorstellungen nicht, der der Träger für das Deutsch-Jüdische Theater ist. Keiner von uns hat sich in irgendeiner Form schuldig gemacht, sei es durch intransparente, unregelmäßige Geschäftsführung oder Hinterziehung oder sonst irgendwas.

Ich würde mir sehr wünschen, dass wir dieses Kapitel, wo ich immer noch diese Zurückhaltung spüre, beenden können, denn, wie gesagt, wir sind neue Leute, die zwar dieses Erbe, die Mission eines jüdischen Theaters übernommen haben, aber wir sind in jeder Hinsicht unschuldig, haben uns mit viel Engagement und Verve und sozusagen Blut, Schweiß und Tränen in diese Mission Jüdisches Theater gestürzt und führen das im Moment auch ziemlich erfolgreich. Wir haben stetig wachsende Zuschauerzahlen. Das könnte noch besser sein, wenn wir ein höheres Budget für Werbung hätten etc. Aber das ist schon wieder das Detail. Ich würde mir einfach wünschen, dass wir zu einer vertrauensvollen neuen Zusammenarbeit kommen, und bin heute hier, um dafür zu werben, dass Sie zu uns ins Haus kommen, dass Sie sich unsere Arbeit angucken, dass Sie sich davon überzeugen, dass wir als das einzige deutsch-jüdische Theater in der Kulturform sozusagen es wert und würdig sind, von dieser Stadt dieses Vertrauen zu bekommen und gefördert zu werden, und dass wir die Steuergelder auch sinnvoll verwenden.

Ich war letztes Jahr mit unserem Pianisten und Komponisten Alexander Gutman, der auch hier hinten sitzt, im Russischen Haus, bei einer Veranstaltung von Veteranen, die die Petersburger Blockade überlebt haben. Das sind Frauen und Männer, jüdischer Herkunft, die haben die 80 weit hinter sich gelassen. Als wir vom jüdischen Theater gesprochen haben, ist der eine Mann aufgestanden und hat gesagt: Ihr seid Helden, dass ihr das macht und dass ihr euch das überhaupt traut, in dieser Zeit, in der so eine Kulturinstitution notwendig ist, aber in der es so wahnsinnig schwierig ist. Ich werde dauernd aufgrund meiner jüdischen Herkunft angegriffen. – Der Mann hatte Tränen in den Augen, der kam zu mir, hat mir die Hände geküsst, und ich dachte: Was passiert hier eigentlich?

Ich frage des Öfteren junge Leute: Wie seht ihr das Judentum? Was bedeutet „jüdisch sein“ für euch? – Ich frage das natürlich Nichtjuden. Und die sagen dann zu mir: Keine Ahnung, wurden im KZ umgebracht, musste ich dreimal in der Schule durchnehmen, hat sonst mit mir eigentlich nichts zu tun. – Und das ist das, was wir eben auch neben allen anderen, hochrangigen Institutionen leisten können, genau das aufzubrechen und zu zeigen, wieviel es miteinander zu tun hat, wieviel ja auch schon dieses Weihnachten irgendwo damit zu tun hat, was ja gerade hier viele gefeiert haben, wieviel diese jüdische Kultur mit der deutschen Kultur zu tun hat und wie wichtig das Verständnis der jüdischen Kultur auch für unsere deutsche Kultur ist.

Wir sind ein Team von jüdischen und von nichtjüdischen Künstlern. Und wir sind sozusagen sehr niedrigschwellig zugänglich, denn wir sind ja nur ein Theater, und ins Theater kann man sehr leicht kommen. Es ist ja auch ein deutsch-jüdisches Theater, da muss ich ja nicht mal mein Terrain, mein deutsches Terrain – ich nenne das jetzt mal so – verlassen, um etwas von der jüdischen Kunst und Kultur zu erleben. Das, was wir machen, ist Judentum zum Anfassen, jüdische Kultur, jüdisches Brauchtum, Wissen um diese ganze Bandbreite der Kultur, schön verpackt. Ich sage mal so: Wenn Sie Hunger haben, dann gehen Sie wohl auch lieber zum Franzosen und essen dort ein Drei-Sterne-Koch-Menu, als dass Sie zu McDonald's gehen und dort eben kurz den Hamburger zu sich nehmen.

Ich möchte gerne mit Ihnen ins Gespräch kommen, deshalb bin ich hier. Ich fürchte meine zehn Minuten sind um. – Vielen Dank!

Vorsitzende Sabine Bangert: Sie hatten nur fünf, aber die sind auch um, aber ich danke Ihnen! – Dann hat jetzt Herr Kämpfe das Wort. – Bitte schön!

Gerhard Kämpfe (Leiter der Jüdischen Kulturtage Berlin): Ich freue mich, dass ich eingeladen wurde und habe jetzt ganz interessiert zugehört. Als ich vor ein paar Jahren die Bitte bekam, die Jüdischen Kulturtage als Intendant zu übernehmen, gemeinsam mit Sara Nachama, habe ich natürlich nachgedacht: Was heißt eigentlich jüdische Kultur? – Im nächsten Jahr, 2021, feiern wir 1 700 Jahre Juden in Deutschland. Die jüdische Kultur ist ein Bestandteil der deutschen Kultur, ich sehe hier keine Trennung, ich sehe keine Unterschiede, es gehört zur deutschen Kultur – nur mit dem Unterschied, dass dieser Teil deutscher Kultur in den Dreißigerjahren beinahe vernichtet worden wäre.

Und als ich anfing, darüber nachzudenken: Was machst du jetzt? –, denn natürlich schaut man darauf, welche Künstler – wir haben das heute schon ein paar Mal gehört, es ist ein unglaublicher Fundus –, da fiel mir etwas anderes auf. Wir haben es gerade von Frau Frölich

gehört, und ich höre das immer wieder: Holocaust, Dreißigerjahre, Nazizeit, ja, ja, haben wir in der Schule bis zum Erbrechen durchgenommen, kann ich nicht mehr hören. – Die Problematik, die dabei entstanden ist, ist, dass wir feststellen müssen, dass wir alle immer wieder dazu aufrufen, uns zu erinnern, was da passiert ist. Aber ich stelle mir in zunehmendem Maße die Frage, ob diese Erinnerung auch eine Überleitung war in das Verhindern neuer Verhältnisse dieser Art. Das ist mein gedankliches Problem, denn ich muss nicht nur Halle erwähnen. Wenn auf Schulhöfen der Begriff „Jud“ ein Schimpfwort ist, ist irgendwas ganz schiefgelaufen, dann hat unsere Aufarbeitung – – Und das muss man diesem Land lassen, es hat sich wirklich bemüht, diese Zeit aufzuarbeiten, aber irgendwas hat nicht funktioniert.

Deswegen denke ich, dass gerade die Vorstellung jüdischer Kultur ganz wichtig ist. Kultur ist nicht die einzige Möglichkeit, aber sie kann eine Brücke des Verständnisses sein. Und dann höre ich oft die Bemerkung: Ich toleriere das ja! – oder: Tolerierst du das? – Das Wort „tolerieren“ ist falsch, ich habe nichts zu dulden, ich habe anzuerkennen, dass es diese verschiedenen Bestandteile in diesem Land gibt. Deswegen haben wir z. B. bei einem der Jüdischen Kulturtage vor zwei Jahren einen Abend im Kesselhaus gemacht: „Klezmer trifft Sufi trifft Meister Eckhart“, also ein Programm, basierend auf den drei großen monotheistischen Weltreligionen. Es gab sehr viele Menschen, die gesagt haben: Meine Güte, wer geht denn dahin? – Und es war eine riesige Freude, festzustellen, dass das Kesselhaus ausverkauft war und dass alle drei Bereiche vom Publikum gefeiert wurden – und sehr unterschiedliche Bereiche im Publikum. Das heißt, was wir erreichen müssen, kann nur über den Dialog gehen.

Ich höre immer wieder von wohlmeinenden Freunden: Habt ihr nicht Sorge, wenn Hunderttausende von Terroristen ins Land gelassen werden? – Also ein Generalverdacht, unter den drei oder vier Millionen Menschen in diesem Land gestellt werden, weil sie aus einem Land kommen, das den Islam als Hauptreligion hat! Ich wehre mich gegen Generalverdacht jeder Art. Mein Großvater hat mir mal auf meine Frage: „Warum leben wir hier noch, nach allem was passiert ist?“ gesagt: Weil wir hierher gehören. Und, Gerd, merke dir eins: Versuche, das Wort „Hass“ aus deinem Wortschatz zu streichen! Und das Zweite ist: Wenn du über eine Gruppe von Menschen redest, fange nie an mit „die“: die Amerikaner, die Afrikaner, die Juden, die was weiß ich. Es ist immer gefährlich und immer eine Pauschalierung.

Deswegen bemühen wir uns, bei den Jüdischen Kulturtagen eine möglichst große Bandbreite zu schaffen. Das heißt, natürlich spielt Tucholsky eine Rolle, ganz besonders im Renaissance-Theater, wenn wir unsere Humor-Abende machen. Auch das war für mich wichtig, dass die Menschen lachend aus einem Theater gehen, nachdem sie sich mit jüdischer Kultur beschäftigt haben. Aber natürlich kommt auch das Puppentheater „Bubales“ mit der „Koscher-Maschine“, sodass Kinder, kleine Kinder begreifen, dass es Menschen gibt, die andere Essgewohnheiten haben, und die werden da wunderbar erklärt. Und natürlich haben wir auch die „Klezmetics“, die sicherlich erfolgreichste Klezmer-Band der Welt, oder Avi Avital, ein in Berlin lebender Mandolinist, der erste Musiker, der für seine Arbeit mit der Mandoline einen Grammy bekommen hat. Ich denke, diese Bandbreite ist uns ganz gut gelungen. Natürlich durchmischen wir das auch mit zum Beispiel einem wunderbaren Abend über Mascha Kaléko, das heißt, auch die Zwanzigerjahre spielen eine Rolle.

Ich denke, dieses Zusammenfinden, die Erinnerung, was es an jüdischer Kultur gab, speziell in den Zwanzigerjahren, bis hin zum Bauhaus – wir hatten in der Landesvertretung Sachsen-Anhalt einen tollen Vortrag von Dr. Schebera über die jüdischen Künstler im Bauhaus –, bis

hin zu heute, zu den heutigen, in Berlin lebenden Künstlern. Ich denke, für Sara Nachama und für mich wird es in den nächsten Jahren auch die Aufgabe sein, einen großen Schwerpunkt auf die Künstler zu legen, die hier in Berlin tätig sind, sehr viele junge Israelis – das haben wir vorhin gehört.

Nachdem es hier ein finanzielles Problem gibt, was ich verstehe und sehe, haben wir beide gerade besprochen, dass wir in die Planung der Jüdischen Kulturtagen 2020 das Deutsch-Jüdische Theater mit einbeziehen werden. Vielleicht hilft das ein bisschen, Frau Frölich!

Alexandra Julius Frölich (Künstlerische Leiterin des Deutsch-Jüdischen Theaters): Wunderbar. Vielen Dank! – Das war meine heimliche Hoffnung.

Gerhard Kämpfe (Leiter der Jüdischen Kulturtage Berlin): Insofern, lieber Senator Lederer, hat da eine Zusammenführung funktioniert. Und ich muss das auch mal sagen: Sicherlich ist das Geld immer knapp, und man muss ja bei den Kulturtagen, bei jedem Festival, auch die Leuchttürme der Popularität haben, das heißt, ich brauche große Namen, die durch ihre Popularität medial das ganze Festival beleuchten, sodass auch die kleineren Veranstaltungen erfolgreich durchgeführt werden können. Deswegen ist das dummerweise auch immer eine Geldfrage, aber ich darf das an der Stelle auch sagen: Vielen Dank für die Unterstützung! Ich finde es auch toll, dass seitens der Senatsverwaltung fast zu jeder Veranstaltung Damen und Herren gekommen sind und sich ihre Tickets selbst gekauft haben. Das fand ich völlig beeindruckend, das hat mir sehr viel Spaß gemacht, das zeigt, dass wir wirklich sehr intensiv unterstützt werden. Ich hoffe, ich habe meine zehn Minuten nicht auch schon überzogen.

Vorsitzende Sabine Bangert: Fünf Minuten, ein grundsätzliches Missverständnis, Sie haben fünf Minuten, und auch die haben Sie überzogen, aber ich bin hier vorne um Ausgleich bemüht. Sie sind jetzt aber zu Ende?

Gerhard Kämpfe (Leiter der Jüdischen Kulturtage Berlin): Ich bin zu Ende, aber nicht am Ende.

Vorsitzende Sabine Bangert: Sie sind nicht am Ende. Wir haben nachher eine Aussprachrunde, da stellen die Abgeordneten noch Fragen, da haben Sie dann auch noch Zeit, diese Fragen zu beantworten. Vielen Dank, Herr Kämpfe. – Frau Nachama, bitte schön!

Sara Nachama (Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde zu Berlin): Erstens, lieber Gerhard, der jüdische Glauben ist Erinnerung. Das kann man jetzt nicht einfach sagen, das machen wir nicht, wir machen nur jüdische Kultur, das geht nicht. Die Kulturarbeit der Jüdischen Gemeinde zu Berlin ruht im Wesentlichen auf drei Säulen. Also wie gesagt: „Zachor“, das heißt „erinnere“, ist sehr wichtig und deshalb die klassische Kulturarbeit für Organisation von Gedenkveranstaltungen, z. B. zum Jom haScho'a, Aufstand im Warschauer Getto, dem Gedenktag an die Novemberpogrome von 1938, sogenannte Reichskristallnacht, und das Gedenken an die Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz.

Darüber hinaus organisiert die Kulturabteilung Veranstaltungen anlässlich von Festtagen wie dem Jom haAtzma'ut, den Purim-Ball – ich denke, einige von Ihnen habe ich dort auch gesehen –, oder Veranstaltungen zu Chanukka, jüdisches Lichtfest. Nicht selten haben wir für diese Veranstaltungen auch Kooperationspartner wie z. B. das Italienische Kulturinstitut, die

Kulturabteilung des Zentralrats der Juden in Deutschland oder private Sponsoren. Die von uns organisierten Gedenk- und Festveranstaltungen werden im Jahr von mehreren Tausend Menschen besucht, darunter viele Nicht-Gemeindemitglieder. Damit werden wir als Gemeinde auch von der nichtjüdischen Bevölkerung wahrgenommen, was wiederum zum Abbau von Vorurteilen dient.

Unsere zweite Säule – dazu habe ich auch ein paar Broschüren mitgebracht – ist die Jüdische Volkshochschule, die ebenfalls in der Verantwortung der Kulturabteilung der Jüdischen Gemeinde steht. Hier werden neben den umfangreichen Kursprogrammen ebenfalls circa sechs bis acht kulturelle Veranstaltungen pro Semester angeboten. Hierbei handelt es sich im Wesentlichen um Lesungen, Konzerte, Filmvorführungen oder Podiumsdiskussionen. Dieses Kulturprogramm umrahmt die angebotenen Kurse und wird im Semesterheft der Jüdischen Volkshochschule erläutert. Das Programm der Jüdischen Volkshochschule richtet sich vor allem an die nichtjüdische Bevölkerung. Dieses Konzept ist nun schon seit über 50 Jahren sehr erfolgreich und wird sehr gut angenommen. Insgesamt konnten wir im Jahr 2019 bei unseren Veranstaltungen und Kursen über 1 500 Gäste begrüßen.

Die dritte Säule sind die jährlich stattfindenden Jüdischen Kulturtage. Ich nenne die Kulturtage gesondert, weil sie auch einen gesonderten Etat haben, der im Staatsvertrag mit dem Land Berlin festgelegt wurde und zurzeit 255 000 Euro beträgt, und nicht allein von unserer Kulturabteilung, sondern mit Hilfe und in Zusammenarbeit mit einer von uns beauftragten Agentur organisiert werden. Ich freue mich, dass Herr Kämpfe in diesem Fall mit uns mitmacht, wir haben eine sehr gute Zusammenarbeit. Zweifellos sind die Jüdischen Kulturtage der kulturelle Höhepunkt im Jahr, wir konnten im Jahr 2019 über 8 000 Besucher begrüßen. Durch die Vorfälle in Halle/Saale hatten wir mit einem leichten Besucherrückgang zu kämpfen. Die Veranstaltungen in der Synagoge Rykestraße waren nicht so stark besucht wie sonst. Wir vermuten, dass sich die Menschen nach den Attacken auf die Synagoge in Halle/Saale scheuten, eine Synagoge zu betreten. Trotzdem waren auch die Kulturtage 2019 ein großer Erfolg, und ich danke dem Senat und besonders dem Senator für Kultur und Europa, Dr. Klaus Lederer, für die großartige Unterstützung. Er hat auch persönlich mehrere Veranstaltungen besucht, aber auch viele Berliner Abgeordnete haben die Möglichkeit genutzt, die jüdische Kultur besser kennenzulernen.

Abschließend möchte ich noch erwähnen, dass die Integrationsabteilung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin ebenfalls kulturelle Veranstaltungen anbietet. Diese wenden sich aber fast ausschließlich an unsere Zuwanderer aus den ehemaligen GUS-Staaten; sie sind zum großen Teil intern und fallen auch fiskalisch nicht in den Bereich der Kulturabteilung. Die Integrationsabteilung kümmert sich eigenständig darum und hat auch ihren eigenen Etat. Die Gedenkfeier zum Tag der Befreiung vom Nationalsozialismus und die damit verbundenen Ehrungen der wenigen noch lebenden jüdischen Angehörigen der Roten Armee sind z. B. ein zentraler Punkt im Kulturkalender der Abteilung für Integration. Die Einbeziehung der nichtjüdischen Menschen, der Mehrheitsbevölkerung unserer Stadt Berlin in das kulturelle Leben der Jüdischen Gemeinde zu Berlin ist ein zentrales Anliegen unserer Kulturarbeit. Mit der Öffnung der Gemeinde haben alle interessierten Besucher die Möglichkeit, mit uns in einen Dialog einzutreten. – Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

Vorsitzende Sabine Bangert: Wir danken Ihnen, Frau Nachama. – Frau Dr. Siegemund, Sie haben uns eine Präsentation mitgebracht. – Bitte schön!

Dr. Anja Siegemund (Direktorin der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum): Auch vielen Dank für die Einladung! Nicht nur eine Präsentation, sondern jetzt wird es multimedial. Ich habe Ihnen auch ein Paper mitgebracht, das Sie vorliegen haben sollten, das nicht genau mein Vortrag ist, sondern auch noch ein paar mehr Details für Sie enthält.

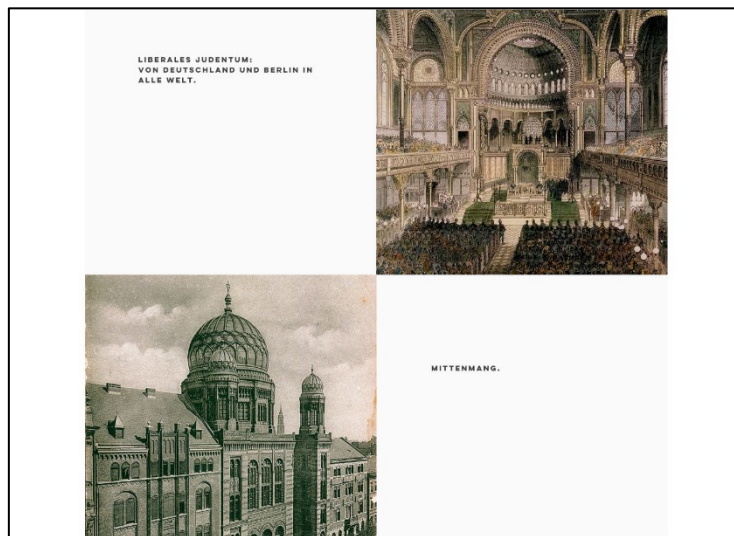
Eine Überschrift aus dem Paper wiederhole ich gleich, nämlich das Besondere an uns, und so formulieren wir das häufig: „Jüdisch, Berlinerisch. Alt-neu.“ Was sind wir? – Das gehört zu unserem Mission Statement, und darum wiederhole ich es auch noch mal: „ein ikonisches Zeugnis in der Mitte Berlins für das Selbstverständnis, deutsch, berlinerisch und jüdisch gleichermaßen sein zu können“.



Dieses ikonische Zeugnis, das haben Sie ja hier hinter uns, und das kennen Sie, glaube ich, alle. Gleichzeitig sind wir eine landesunmittelbare Stiftung, das heißt, wir sagen eigentlich sehr häufig: Wir sind Berlin. We are Berlin. – Das hängt auch vor meinem Sekretariat, ein großes Plakat für alle: Wir gehören zu Berlin, aber wir sind nicht Teil der Jüdischen Gemeinde.



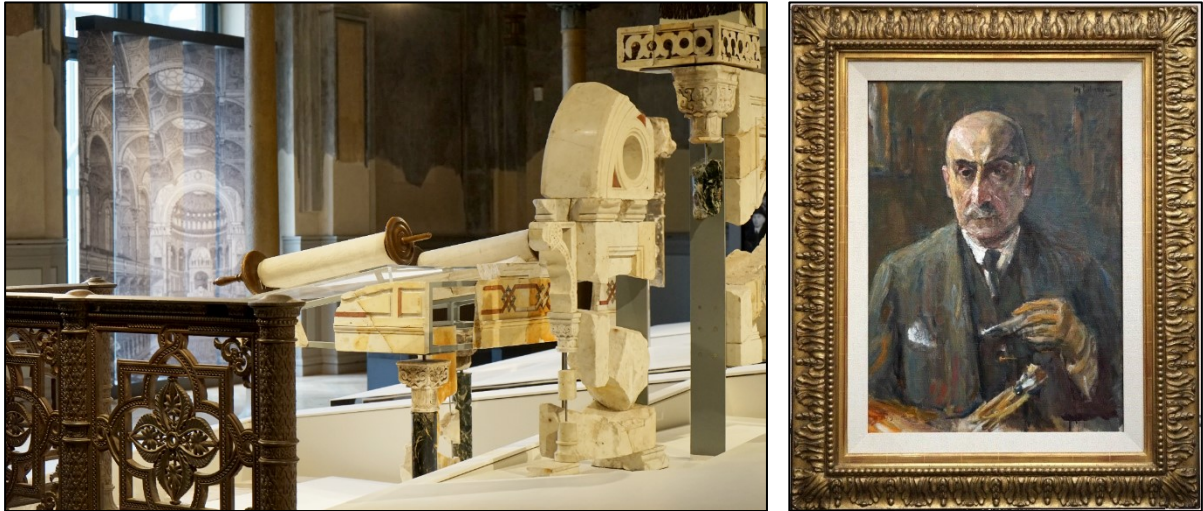
Wir werden oft so missverstanden, die sitzen im Haus der Jüdischen Gemeinde. Wir haben viele Verbindungen zur Jüdischen Gemeinde, aber wir haben auch eine ganz andere Funktion. Unsere Funktion ist nach außen gerichtet, ich würde es auch so formulieren: Wir haben eine Brückenfunktion. Wir haben vor allem unser Mandat der Öffentlichkeit gegenüber, das heißt, der allgemeinen Öffentlichkeit gegenüber. In einem Satz: Es geht bei uns darum, jüdische Geschichte, Kultur und Gegenwart als Teil Berlins zu vermitteln und das mit ganz vielfältigen Formaten und – das ist auch sehr wichtig – für viele. Der Anspruch kann nicht sein: ein Museum unbedingt für alle – das kriegt leider kein Museum hin –, aber es soll ein Museum nicht für wenige, sondern für viele sein. Und genau daran versuchen wir zu arbeiten.



Mit welchen Formaten? – Das sind Bilder von uns aus der Geschichte. Liberales Judentum: von Deutschland und Berlin in alle Welt. Mittenmang. – Sie können das jetzt leider wohl nicht alle lesen, ich wusste nicht genau, wie groß der Saal ist. – Das ist das, was unsere Dauerausstellung aussagt, gleichzeitig aber eben auch: „Missbrauch und Zerstörung.“ – „Ruine und Mahnmal.“

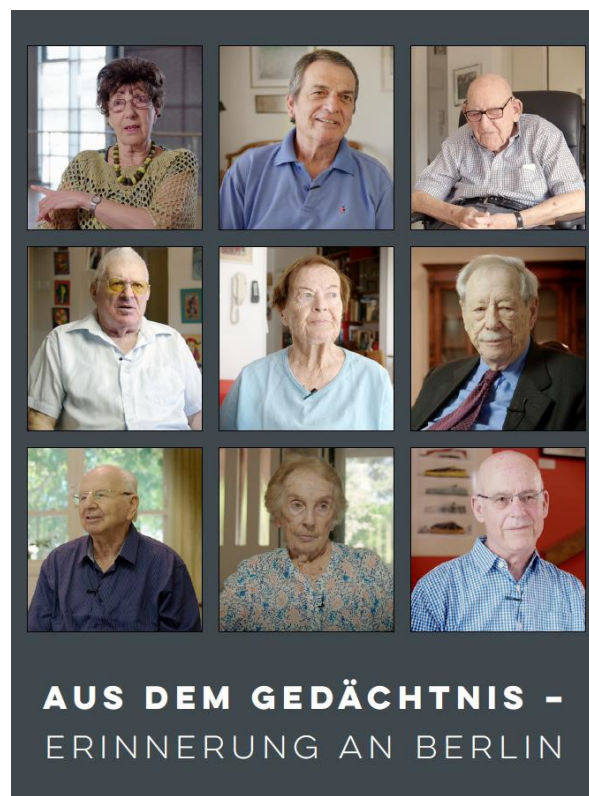


Ein Teil unserer Dauerausstellung, die 2018 neu eröffnet wurde. Das heißt: Unser Museum, und das sind wir in allererster Linie, ist eben ein Museum für jüdisches Berlin und seine Geschichte am authentischen Ort.



Ein Eindruck aus unserer Sammlung. Vorher wurde es auch erwähnt, nur ein kleiner Eindruck natürlich, Selbstbildnis Max Liebermanns.

Und noch ein Eindruck aus unserer neuen Dauerausstellung, und das ist auch ein wichtiger, neuer Teil: Wir haben Zeitzeugen, die heute in aller Welt leben, und deren Zeugnis aufgenommen.



Und hier noch ein Eindruck von unseren Wechselausstellungen, das ist jene über 1938 ausgewiesene Juden, die wir 2018 eröffnet haben. Wir machen sehr viele Wechselausstellungen und versuchen, da auch immer mehr Kooperationen zu machen, auch in aller Welt. Auch die, die demnächst eröffnet wird, ist mit israelischen Künstlern. Es ist demnächst eine in Planung, auch mit Israelis. Also wir versuchen, uns da auch sehr international zu öffnen.



Museum bedeutet nicht nur Ausstellungen, sondern wir verstehen uns auch als ein Kommunikationsforum. – Sie müssten jetzt eigentlich ein Bild unseres Repräsentantensaals sehen. Falls nicht, und wenn Sie den nicht kennen, sage ich jetzt einfach: Bitte kommen Sie zu uns, und glauben Sie mir, dass sich das unbedingt lohnt, den anzugucken!



Wir wollen diesen Repräsentantensaal als Beispiel für unsere Veranstaltungen noch viel mehr nutzen. Wir wollen uns noch viel mehr in der Stadt als ein Forum für jüdische und nichtjüdische Stadtgesellschaft etablieren. Und wir wollen noch sehr viel mehr kooperieren auch mit den vielen jüdischen Off- und Off-off-Gruppierungen der Stadt. Sie werden vielleicht erstaunt sein, es soll ungefähr 200 geben, davon kenne auch ich nur einen Bruchteil. Das sind ganz kleine und ziemlich große wieder. Sich als Centrum zu sehen mit „C“, kann eben auch bedeuten, dass wir solche Gruppierungen einladen, die uns als Forum nutzen sollen.



Hier haben wir allerdings eine ganz andere Form der Veranstaltung gehabt, und diese haben wir hier ausgewählt, weil die einfach auch sehr bedeutend war: Wir hatten Yehuda Bauer, den sehr berühmten Holocaust-Forscher, zu Gast. Wir hatten so viele Menschen, die uns besuchen wollten, und wir mussten viele abweisen, obwohl wir in einen zweiten Saal übertragen haben.



Und hier ist unsere lange Nacht der Museen, die auch sehr erfolgreich war. Wir haben ein vielfältiges Programm aufgelegt und hatten – hier kann ich Ihnen eine genaue Zahl nennen – 2 273 Besucher in dieser Nacht.

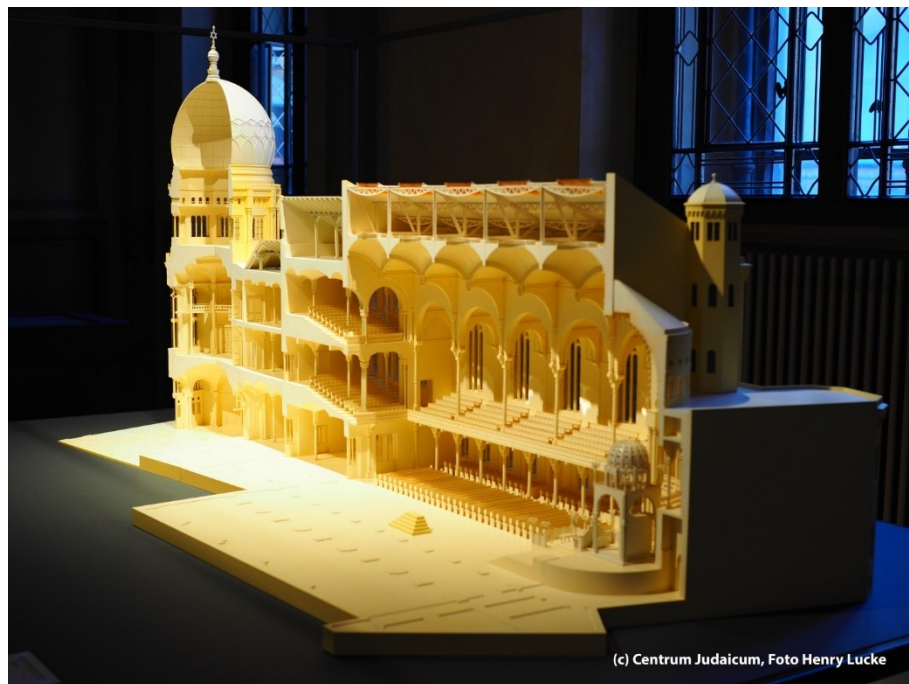
Wir verstehen uns auch – und das ist jetzt noch etwas neuer in unserem Selbstverständnis – als einen Lernort für jüdische Geschichte und Kultur, das heißt, wir haben bei uns Bildung und Vermittlung sehr verstärkt. Uns kommt auch zugute, dass wir eben ein Haus jüdischen Lebens in der Jüdischen Gemeinde sind und dass es dort einen funktionierenden Gebetsraum gibt. All das gibt es so in der Stadt sonst nicht, das heißt, wir haben hier ein Alleinstellungsmerkmal als Museum, das wir das so einbeziehen können. Wir finden es sehr wichtig, dass Leute bei uns etwas über jüdische Geschichte, Kultur und Gegenwart lernen können.



Und nicht zuletzt, und auch das ist relativ unbekannt, hier nur ein Foto dazu: Wir sind tatsächlich eines der bedeutendsten Archive zum deutschen Judentum, das es weltweit gibt mit internationalen Nutzern, oft bis zu 1 000 im Jahr.

Was sind für uns die Herausforderungen? – Ich habe das in dem Paper auch noch aufgelistet, ich sage jetzt nur ein paar Sachen dazu: Eine Herausforderung ist die Wahrnehmung als Museum. Viele nehmen uns gar nicht als Museum wahr. Es gibt ein Hindernis durch den erschwerten Zugang. Sie kennen vielleicht die Sicherheitsvorkehrungen vor unserem Haus und dann die Schleuse innen. Und es gibt etwas ganz Schnödes, nämlich Platzmangel. Wir bräuchten eigentlich als Museum noch einen ganz anderen Platz, z. B. für einen Buchladen, für ein Café, für Gesprächsrunden. Das ist unheimlich wichtig für die Funktion als Museum, und das geht uns wirklich buchstäblich ab. Das andere ist, nicht sehr überraschend, die Herausforderung, die nach wie vor besteht – bei allem Dank an den Senator, an die Senatsverwaltung und an Sie alle, weil Sie ja unseren Haushalt beschließen. Bei allem Dank für die Erhöhung, die wir bekommen haben, aber die hat eben tatsächlich nur – das wird oft missverstanden; die letzte Erhöhung war 250 000 Euro – das Defizit ausgeglichen, weil wir ein Minus hatten von 250 000 Euro. Das heißt, jetzt versuchen wir, einen einigermaßen ausgeglichenen

Haushalt vorzulegen, aber es hat uns nicht mehr Spielraum verschafft, und das ist eben wirklich die große Schwierigkeit. Wir haben fast keinen Handlungsspielraum.



Welche Überlegungen haben wir für die Zukunft? – Hier noch einmal: „Jüdisch. Berlinerisch. Alt-neu. – Museum und authentischer Ort.“ – Für die Zukunft: Im Zentrum ganz klar zu sagen: Wir sind ein Museum. – Besucherfreundlichkeit, daran mehr zu arbeiten, Outreach ist ein wichtiges Stichwort. Werbung, Werbung, Werbung, für die wir eigentlich im Augenblick viel zu wenig finanzielle Mittel haben! Wir haben es immerhin geschafft, dass wir unsere Teil-

nehmeranzahl bei Führungen und Workshops stark gesteigert haben, aber wir haben wahrscheinlich sehr viel weniger Touristen als zuvor. Und wenn das Jüdische Museum Berlin sich jetzt neu aufstellt, neu etabliert, es sei ihnen alles gegönnt und so weiter, aber das sind für uns natürlich auch dann Fakten, mit denen wir rechnen müssen: Wohin gehen dann die vielen Touristen der Stadt?

Dass wir sehr viel mehr Zuspruch haben und die Teilnehmerzahlen bei Führungen und Workshops steigern konnten, hängt auch damit zusammen, dass wir Bildung und Vermittlung so stark ausgebaut haben. Das konnten wir mit einer Projektstelle, wir hatten diese eingerichtet vom Sommer – – Die geht noch bis Sommer 2020, und dann hätten wir eigentlich damit wieder aufhören müssen. Wir werden aber, Gott sei Dank, in dem Projekt vom BKM, „Jugend erinnert“, ab Sommer 2020 von deren Seite gefördert, haben dann also wieder eine Projektstelle „Bildung, Vermittlung“. Und wir haben eine Zuschusserhöhung von 60 000 Euro im Jahr 2021 und werden Teile dessen als Eigenmittel für die Projektstelle aufwenden und danach, in diesem Bereich zumindest, eine reguläre Stelle schaffen, worüber wir sehr froh sind, weil diesen Bereich Bildung und Vermittlung möchte ich tatsächlich überhaupt nicht mehr aufgeben müssen.

Vorsitzende Sabine Bangert: Frau Dr. Siegemund, Sie müssten zum Ende kommen.

Dr. Anja Siegemund (Direktorin der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum): Gut! Dann zuletzt noch etwas, worüber ich gerne mit Ihnen ins Gespräch kommen möchte, und zwar steht das auch auf Ihrem Paper als letzter Punkt: Museum ist mehr als Ausstellungen zeigen. Das Centrum als ‚Dritter Ort‘ und Place to be“ – in der Mitte von Berlin.



Meine Überlegungen sind, dass wir noch mehr sein müssten: ein Ort zum Lesen, zum Austauschen, zum Informieren für alle, die das jüdische Berlin am historischen Ort entdecken wollen. Das wäre das eigentliche Potenzial des Hauses, und das wäre eine wichtige Funktion in der Stadt, die es im Augenblick so, denke ich, durch keine Institution gibt. Das sind meine augenblicklichen Überlegungen. Es ist natürlich sehr viel Zukunftsmusik, und darüber würde ich mich gerne bei Zeiten mit Ihnen austauschen. – Danke schön!

Vorsitzende Sabine Bangert: Wir danken Ihnen, Frau Dr. Siegemund! – Dann kommen wir zur Aussprache. Wir sammeln die Fragen, und Sie müssen sich einfach nur Notizen machen, wenn Fragen an Sie adressiert sind oder wenn Sie zu Themen etwas sagen wollen. In der Aussprache hat nun Herr Dr. Berg als Erster das Wort. – Bitte schön!

Dr. Hans-Joachim Berg (AfD): Herzlichen Dank, Frau Vorsitzende! – Erlauben Sie, dass ich zunächst an Herrn Kämpfe, Frau Nachama und Frau Dr. Siegemund ausschließlich zwei Fragen richte, und zwar: Welche Rolle sehen Sie für das Deutsch-Jüdische Theater in der Berliner Kulturlandschaft? – Sie haben sich zwar in Ihren einleitenden Bemerkungen erfreulicherweise schon ein wenig positiv dazu geäußert, aber ich würde gerne von Ihnen noch mal ein kristallisiertes Statement dazu vernehmen. Zweitens darf ich die drei Herrschaften fragen, wie Sie über diese erfreuliche Aussage von Herrn Kämpfe hinaus, dass bei den Jüdischen Kulturtagen das Deutsch-Jüdische Theater mehr einbezogen werden soll, ganz konkret eine Unterstützung des Deutsch-Jüdischen Theaters vorstellen. Das ist der Fragebereich an Herrn Kämpfe, Frau Nachama und Frau Dr. Siegemund.

Dann erlaube ich mir, an Frau Frölich einige Fragen zu richten: Sie leiten ja als Nichtjüdin ein jüdisches Theater. Hat bei der Besetzung dieser Spitzenposition die Frage: „Jüdin oder Nichtjüdin?“ eine Rolle gespielt? Wie würden Sie grundsätzlich das Verhältnis des Deutsch-Jüdischen Theaters zur Jüdischen Gemeinde in Berlin beschreiben? – Dann haben Sie ja in Ihrem Schreiben vom 16.09. mit Ihrer Richtigstellung gegenüber den Äußerungen des Senates zur finanziellen Situation bzw. zur Erkenntnis des Senates zu Ihrer Situation darauf hingewiesen, dass der Senat sehr wohl Kenntnisse haben könnte. Was erwarten Sie jetzt ganz konkret vom Senat, wie er sich langfristig weiter verhält? – Ich habe in meinen einleitenden Bemerkungen ja schon meine eigene Bewertung zum Ausdruck gebracht, indem ich gesagt habe, dass ein offensives Förderkonzept des Senates für das Deutsch-Jüdische Theater anders aussehen würde, als es jetzt tatsächlich im Haushalt sich manifestiert.

Dann frage ich auch Frau Frölich: Können Sie uns ein bisschen mehr zu Ihrer Zielgruppe sagen? Wen wollen Sie wirklich erreichen? Natürlich möchte Theater immer möglichst viele erreichen, das ist klar, das ist eine Banalität. Aber wie können Sie im Zweifel mit Mitteln der Öffentlichkeitsarbeit genau auf diese Zielgruppen zugehen, und benötigen Sie für die Öffentlichkeitsarbeit noch ganz besondere Unterstützung?

Dann eine beliebte Frage – macht man auch bei Personalgesprächen –: Wo sehen Sie sich in zehn Jahren positioniert? Wenn das Deutsch-Jüdische Theater sich in der Berliner Kulturlandschaft positionieren und halten kann, wo würden Sie sich gerne in zehn Jahren sehen? Wir haben jetzt viel von Ihren finanziellen Engpässen gehört, aber wenig davon, wie Sie sich bis jetzt finanzieren. Wovon leben Sie bis jetzt, und wie können Sie die prekären, selbstausbeuterischen Arbeitsbedingungen Ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beschreiben? Wie rekrutiert sich Ihr Mitarbeiterstamm, und wie qualifizieren Sie Ihr Personal, Ihre Kolleginnen und Kollegen? – Danke, das wäre es im Moment von meiner Seite!

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank, Herr Dr. Berg! – Dann hat Herr Dr. Juhnke jetzt das Wort. – Bitte schön!

Dr. Robbin Juhnke (CDU): Vielen Dank! – Auch wenn unsere Sitzungszeit jetzt etwas länger ist, will ich mich auf ein paar knackige Fragen beschränken, um es nicht gleich beim ersten Mal so auszuweiten. Wir hatten die eine oder andere Ausführung, für die ich mich natürlich bedanke, in der auch das Thema Antisemitismus anklang; deswegen diese Frage zuerst: Natürlich ist die Sicherheit bei all den Veranstaltungen, die Sie durchführen, ein Thema und muss leider ein Thema sein. Meine Frage ist, inwiefern Sie das beschneidet, auch finanziell. Welche Rahmenbedingungen werden dadurch gegebenenfalls gesetzt, die dem kulturellen Programm dann entsprechend weniger Ressourcen zur Verfügung stellen? Das wäre ganz spannend zu wissen.

Wenn man Kulturpolitik macht und eine Institution eine religiöse Ausrichtung hat, dann ist es auch nicht ganz uninteressant zu gucken, wie die Struktur der Besucher ist. Es ist schwierig zu sehen, welchem Glauben jemand angehört, aber vielleicht kann man trotzdem fragen, wer Ihrer Einschätzung nach die Veranstaltungen, die Sie durchführen, besucht. Gibt es darüber Erhebungen? Ist das für Sie von Interesse? Ich frage das vor allem, weil wir, wenn wir die Zeitung aufschlagen, zur Kenntnis nehmen müssen, dass die Thematiken des Nahostkonfliktes, wie er sich gerade jetzt wieder verstärkt darstellt, auch nach Deutschland importiert werden, dass es auch in Teilen der muslimischen Bevölkerung bisweilen antisemitische Einstellungen gibt. Ist das etwas, das Sie bemerken? Bei vielen von Ihren Institutionen gibt es Zusammenarbeit mit den muslimischen Communities. Inwiefern ist das etwas, das man befördern kann, um dort entsprechende Vorurteile oder andere Dinge abzubauen?

Meine letzte Frage bezieht sich auf die Kooperation mit Israelis in Berlin. Wir sind ja dankbar und bewegt, dass so viele Israelis in dieser Stadt leben. Nun ist Israel nicht gleichbedeutend mit dem Judentum, genauso wenig wie man Deutschland und das Judentum in irgendeiner Weise trennen würde – das ist alles miteinander verwoben. Trotzdem ist es spannend, die israelischen Impulse auf die Kultur vielleicht miteinzubeziehen. Wäre das ein Ansatz, den Sie befolgen wollen? Tun Sie das schon? Wenn ja, in welcher Form?

Und an Frau Dr. Siegemund: Wir hatten uns mal über die Personalsituation bei Ihnen im Haus unterhalten und darüber, dass die gerade auf dem Feld Museumspädagogik und bei Führungen notleidend war. Wie ist die Situation jetzt? Vielleicht können Sie dazu noch mal Stellung nehmen. – Vielen Dank!

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank, Herr Dr. Juhnke! – In der Tat ist es gut, dass wir mehr Zeit haben, aber wir wollten eigentlich auch ein größeres Arbeitspensum abarbeiten. Insofern gebe ich Ihnen recht und Frau Dr. Kitschun das Wort. – Bitte schön!

Dr. Susanne Kitschun (SPD): Ich möchte mich erst mal für die ausführlichen Schilderungen und Darstellungen, die wirklich die Vielfalt der jüdischen Kultur in Berlin deutlich gemacht haben, bedanken. Dann würde mich interessieren – das ist auch angeklungen –, ob Sie zu dem Jubiläumsjahr 2021 schon konkret sagen können, inwieweit das auch in Berlin stattfinden soll. Dann würde mich konkret noch interessieren, Frau Siegemund, ob Sie etwas Näheres zu der Vermittlungs- und Bildungsarbeit sagen können, vielleicht auch zu den Altersgruppen, die Sie erreichen wollen – welche Schuljahrgänge –, gibt es da bereits Kooperationen? Und ganz konkret – weil Sie gesagt haben, es gibt Raumprobleme –: Wie funktioniert das praktisch? Gibt es Gruppenarbeitsräume? Wie muss man sich das vorstellen? – Danke!

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank, Frau Dr. Kitschun! – Herr Wesener, bitte schön!

Daniel Wesener (GRÜNE): Vielen Dank, Frau Vorsitzende! – Auch im Namen meiner Fraktion herzlichen Dank, dass Sie der Einladung gefolgt sind, und für Ihre Ausführungen. Ich habe vier Fragen, aber erlauben Sie mir, zwei Sätze vorwegzuschicken. Es ist für uns nach wie vor ein unfassbares Glück, dass ausgerechnet in Berlin, der Stadt, in der die Schoah geplant, vorbereitet, organisiert wurde, zwischenzeitlich wieder ein so reiches jüdisches, jüdisch-deutsches Kulturleben existiert.

Darauf zielt auch meine erste Frage ab: Ein Teil der Erklärung ist, dass wir – einer der Kollegen hat es bereits angesprochen – viel Immigration haben. Immigration von jüdischen Menschen aus Israel, Menschen mit jüdischem Hintergrund. Mein Eindruck ist, dass Berlin internationaler geworden ist, dass aber auch die Jüdische Gemeinde, dass überhaupt das Judentum in der Stadt noch mal sehr viel vielfältiger geworden ist, als das noch vor einigen Jahrzehnten der Fall war. Mich würde interessieren, ob und wie Sie versuchen, das abzubilden. Frau Nachama, Sie haben eine Gruppe explizit erwähnt – ich denke, aufgrund ihrer Größe zu Recht –, nämlich die Gruppe von Menschen, die aus den ehemaligen Sowjetrepubliken in die Bundesrepublik und nach Berlin eingewandert sind. Aber wir haben auch viele andere, und genauso wenig wie der jüdische Glaube, die jüdische Tradition, die jüdische Kultur monolithisch ist, ist es vermutlich die Art und Weise, wie sich all das in Berlin präsentiert, und deswegen die Frage: Wie greifen Sie das auf, wie versuchen Sie, dem gerecht zu werden? – Ich könnte mir vorstellen, dass es da sehr unterschiedliche Erwartungshaltungen gibt, dass die jeweiligen Migrationshintergründe in ihrer jeweiligen jüdischen Tradition, in ihrem jeweiligen Judentum, wie es hier gelebt wird, sich auch in den Angeboten, die Sie machen, widerspiegeln.

Zur zweiten Frage: Herr Kämpfe, ich bin Ihnen dankbar, denn Sie haben zu Recht gesagt: Jüdische Kultur in Deutschland ist auch deutsche Kultur, ist auch Berliner Kultur. – Selbstverständlich, aber das bedeutet natürlich auch, dass nicht nur jüdische Einrichtungen, sondern

auch deutsche Einrichtungen im Sinne einer originär deutschen Tradition genau diesen Teil der Geschichte, der kulturellen Entwicklung widerspiegeln müssten. Mich würde interessieren, wie Sie da mit Ihren Kolleginnen und Kollegen in anderen Museen, Kulturorten, Festivals im Gespräch sind. Gibt es da einen regen Austausch? Gibt es den Versuch zu sagen: Nein, wir wollen das eben nicht als einen separaten Teil der Geschichte und der kulturellen Entwicklung dieser Stadt abbilden, sondern es ist ein integraler Bestandteil der Berliner Kulturlandschaft, und dementsprechend spielt es eine Rolle vom DHM bis zum Humboldt-Forum? Bezüglich des Humboldt-Forums – da warten wir ja alle gemeinsam auf die Eröffnung der Dauerausstellung – ganz konkret die Frage: Sind Sie da mit dem Kollegen Spies vom Stadtmuseum, mit der Kulturprojekte GmbH im Gespräch? Inwieweit wird sich jüdische Kultur in Berlin auch in der sogenannten Berlin-Ausstellung widerspiegeln?

Dann habe ich eine Frage an Sie, Frau Frölich, denn da bin ich jetzt neugierig geworden. Ich habe es immer so verstanden, dass Sie sich in der künstlerischen Tradition der Vorgängereinstitutionen sehen, also des Jüdischen Theaters im Admiralspalast beziehungsweise des Theaters Größenwahn. Sie sehen sich aber offenbar nicht in der Rechtsnachfolge. Falls doch, würde mich interessieren, wie es um das – ich meine, 2014 eröffnete – Insolvenzverfahren steht. Ich meine, dass es damals Debatten über die Verwendung von Lottomitteln gab. Der Kultursenator hat darauf hingewiesen, was kulturpolitisch eine, wie auch ich glaube, richtige Maxime ist, dass wir nämlich eine Projektförderung haben, die auf unabhängigen Juryverfahren beruht. Unsere Aufgabe ist es, Förderkulissen herzustellen, die eine Förderung auch Ihrer künstlerisch-kulturellen Aktivitäten sicherstellt, aber genauso maßgeblich ist für uns natürlich auch eine Landeshaushaltsordnung, sind die Statuten von Lotto, und dementsprechend würde es mich sehr interessieren, falls Sie da Neuigkeiten für uns haben.

An Frau Dr. Siegemund habe ich eine Frage. Ich erinnere mich an einen Termin, den wir vor einiger Zeit gemeinsam hatten, bei dem Sie schon damals darauf hingewiesen haben, dass es offenbar nach wie vor schwierig ist, Touristinnen und Touristen in das Gebäude zu ziehen. Die Oranienburger Straße ist ja ein sehr touristischer Ort. Ich könnte mir auch vorstellen, dass die Neue Synagoge als Gebäude Teil des Itinerars vieler Berlinbesucherinnen und -besucher ist, aber offenbar gibt es dann doch eine Barriere, das Centrum Judaicum auf den ersten Blick als einen offenen Ort, als eine Kultureinrichtung, als ein Museum zu identifizieren. Sie hatten damals die schöne Idee, das zumindest im städtischen Raum, also an der Außenfassade sichtbar zu machen, und dann gab es – wir kennen das – Probleme mit dem Bezirksamt Mitte, der unteren Denkmalschutzbehörde oder eventuell der oberen. Ein Zuständiger sitzt hier ja am Tisch. Mich würde interessieren, ob Sie diese Pläne, das Centrum Judaicum und die Dauerausstellung, aber auch die sonstigen Aktivitäten etwas stärker zu bewerben, ad acta legen mussten oder ob es da nach wie vor Gespräche gibt und die berechtigte Hoffnung, dass Sie vor Ort etwas präsenter werden können. – Vielen Dank!

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank, Herr Wesener! – Herr Kluckert, Sie haben das Wort. – Bitte!

Florian Kluckert (FDP): Vielen Dank, Frau Vorsitzende! – Ich möchte Ihnen auch im Namen meiner Fraktion ein herzliches Dankeschön aussprechen, vor allem für die Arbeit, die Sie leisten, und dafür, dass Sie der Einladung zur Anhörung heute gefolgt sind. Ich kann Ihnen für meine Fraktion versichern: Wenn es darum geht, jüdische Kultur und jüdisches Leben in die-

ser Stadt zu schützen und sichtbar zu machen, werden Sie uns immer als Partner an der Seite haben.

Eine Bemerkung vorweg zu Herrn Berg, weil es mich ärgert – wir haben ja auch Besucher und die Presse im Raum sitzen –, dass Sie es jetzt so hinstellen, als ob Sie als AfD das Deutsch-Jüdische Theater für sich entdeckt und alle anderen Parteien es gar nicht registriert hätten. – [Dr. Hans-Joachim Berg (AfD): Ich habe Frau Kittler zitiert!] – Sie haben wörtlich gesagt: Wir waren die einzigen, die einen Änderungsantrag gestellt haben. Wir als FDP-Fraktion haben auch einen Änderungsantrag gestellt, und Frau Kittler, das haben Sie richtig erwähnt und zur Kenntnis genommen, hat sich auch sehr stark dafür eingesetzt. Von daher will ich dieser Darstellung ganz deutlich widersprechen.

Sie haben schon viele Fragen zum Deutsch-Jüdischen Theater gestellt, deswegen werde ich mich auf eine beschränken. Sie sind zur Zeit in den Räumlichkeiten des Bezirksamtes. Da würde mich interessieren, wie zukunftssicher diese Räumlichkeiten sind oder was Sie sich für die Zukunft vorstellen könnten. Zum Thema Räume hatte auch Frau Dr. Siegemund gesagt, sie würde sich ein bisschen mehr Raum wünschen. Da wäre meine Frage: Was können wir als Politik dazu beitragen? Denn Räume sind natürlich eine Sache, die man, wenn die Kapazität nicht da ist, nicht einfach so schaffen kann. Wie können wir Sie da unterstützen?

Und dann die Frage: Kann man mit anderen Kultureinrichtungen, wo vielleicht die Zugangsbarriere etwas niedragschwelliger ist, zum Beispiel Literaturhäusern, zusammenarbeiten, oder würde das schon aus Sicherheitsgründen nicht funktionieren? Bei der Sicherheit hatte ich ähnlich wie Herr Dr. Juhnke auch die Frage, die an Sie alle geht: Haben Sie das Gefühl, dass die jüdische Kultur in ihrem Angebot in den letzten Jahren infolge höherer Sicherheitsanforderungen, die erfüllt werden mussten, etwas zurückgegangen ist, dass da eine Verschiebung der Gelder weg von der Kultur hin zur Sicherheit stattgefunden hat? Und ob Sie für das Jubiläumsjahr 2021 – das wurde auch schon genannt – schon ein paar Highlights benennen können, würde mich auch interessieren. – Vielen Dank erst mal!

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank, Herr Kluckert! – Frau Kittler ist an der Reihe.

Regina Kittler (LINKE): Ich hätte gerne erst mal an alle die Frage gestellt, welche Vernetzung Sie untereinander haben, ob es da eine gibt und wie die aussieht. Dann würde mich natürlich sehr interessieren, welche Erwartung Sie an uns als Abgeordnete, als Mitglieder des Abgeordnetenhauses bezüglich einer Zusammenarbeit beziehungsweise Unterstützung haben. Wir wollen heute ja auch über Förderung des jüdischen Kulturlebens in Berlin reden.

Dann würde ich auch gerne an alle die Frage stellen, inwiefern Sie mit dem, was Sie tun – Sie haben ja schon ganz viel erzählt –, insbesondere die Vielfalt in der Stadt fördern. Ich habe schon vom Vergleich zu den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts gesprochen. Inwiefern nehmen Sie sich also dieser Aufgabe an? Damit meine ich nicht nur die Zusammenarbeit zwischen den Religionen in der Stadt; wir haben ja nicht nur religiöse Menschen in Berlin, wie wir auch nicht nur religiöse Jüdinnen und Juden haben. Wie stellen Sie sich der Aufgabe, hier die Vielfalt zu fördern?

Inwiefern – auch eine Frage an alle – verstehen Sie sich auch als Lernangebot beziehungsweise – Sie, Frau Dr. Siegemund, haben den Begriff schon genannt – als Lernort? Herr Kämpfer

hat völlig recht, das wissen wir alle; wir sehen auch – die Vorsitzende hat es am Anfang des Ausschusses gesagt – durchaus die Bedrohung, die wir gegenwärtig haben, und diese Bezüge, die wir auch in der Öffentlichkeit immer stärker haben, zu den Zwanzigern bedeuten ja, dass wir verhindern müssen, dass eine solche Entwicklung wiederkommen kann. Inwiefern sehen Sie sich also auch als Angebot und Lernort beziehungsweise Vermittlungsangebot für Jugendliche?

Zu der internationalen Vernetzung – das wird Frau Frölich eher nicht betreffen, oder vielleicht weiß ich es bloß nicht – hätte ich gerne gewusst, inwiefern es die gibt, natürlich besonders europäisch gesehen.

An Frau Dr. Siegemund noch eine konkrete Frage: Sie sagten vorhin, Sie haben absoluten Platzmangel und bräuchten eigentlich mehr Räumlichkeiten – da sind Sie in der Kulturlandschaft von Berlin übrigens nicht alleine, das betrifft, glaube ich, alles, was wir hier kulturell machen –, und benannten dabei besonders, dass Sie einen Buchladen und ein Café bräuchten. Haben Sie einen Vorschlag, wie das bei Ihnen in den Räumlichkeiten überhaupt gehen würde? Denn das hörte sich nach einer Aufforderung zur Unterstützung an. Jetzt bin ich ganz vorsichtig, wir wissen alle, wie schwierig das ist, aber wenn Sie das hier so benennen, weiß ich nicht, ob Sie eine konkrete Zielstellung an uns gerichtet haben.

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank, Frau Kittler! – Herr Jahnke, bitte schön!

Frank Jahnke (SPD): Danke, Frau Vorsitzende! – Ich möchte noch mal auf den Aspekt der lebendigen jüdischen Kultur eingehen. Die AfD hat in ihrem Antrag geschrieben: „lebendige deutsch-jüdische Kultur“, wir haben es formuliert: „jüdisches Kulturleben in Berlin“ –, aber in jedem Fall kommt es auf das aktuelle Leben an. – [Beifall von Dr. Hans-Joachim Berg (AfD)] – Aber – diese Frage nun an alle Anzuhörenden – wir haben ein reiches jüdisches Kulturleben, an das man anknüpfen sollte, das damals systematisch vernichtet wurde, das aber auch eine Glanzzeit in Berlin erlebt hat. Wenn man die Sache jetzt nur in der Art und Weise zu spielen versucht, dass man sagt: Wir erinnern an Friedrich Hollaender, wir erinnern an andere große Künstler jüdischer Herkunft, die einen großen Anteil an dem berühmten Kulturleben auch der Zwanzigerjahre hatten, dann kann das, wenn man es falsch macht, leicht in eine nostalgische Wohlfühlveranstaltung abdriften.

Daher an alle die Frage, wie man die Brücke von der damaligen jüdischen Kultur zur heutigen schlagen kann. Die heutige – davon konnte ich mich sowohl bei den Jüdischen Kulturtagen als auch bei dem Louis-Lewandowski-Festival überzeugen – ist von sehr lebendigen Veranstaltungen geprägt, die zum Teil aus dem Ausland kamen, aber eben nicht nur, sondern es wird deutlich, was hierzulande vorhanden ist. Und ich meine, da müsste man genau diese Verbindung zwischen dem, was einmal war, und dem, was wir heute haben, herstellen können.

Um noch einmal auf die Frage, die eben auch von Herrn Kluckert aufgegriffen wurde, einzugehen, dass die AfD nun meint, sich besonders für das Deutsch-Jüdische Theater einsetzen zu müssen – der Senator hat ja auch schon einige Worte dazu gesagt –: Mir fällt dazu eine etwas ironisch gemeinte Zeile von Wolf Biermann ein, der mal an eine andere Obrigkeit gerichtet sagte: „Ein Kuss von eurem Munde macht den Geküssten todeskrank“ – und bei ihm, weil es ironisch gemeint war, die Aufforderung: „So küsst mich doch, ihr Hunde!“ – Ich glaube, dass

das Deutsch-Jüdische Theater klug genug ist, sich nicht in der Weise küssen lassen zu wollen. In der Tat ist es wichtig, dass wir in der ganzen Breite dieses Parlaments solche Institutionen unterstützen. – Vielen Dank!

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank, Herr Jahnke! – Bevor ich Ihnen das Wort zur Beantwortung gebe, hat Herr Dr. Lederer noch mal das Wort.

Bürgermeister Dr. Klaus Lederer (SenKultEuropa): Es geht hier um allgemeine Fragen, und es geht auch um sehr konkrete Fragen. Was sehr konkrete Fragen angeht, will ich auf zwei Sachen explizit eingehen. Das eine ist das Deutsch-Jüdische Theater, weil Frau Frölich das auch gesagt hat: Es gibt keine Unstimmigkeiten oder Berührungsängste. Das können und das wollen wir als Verwaltung uns gar nicht erlauben. Aber es gibt rechtmäßiges und gesetzmäßiges Handeln, zu dem wir verpflichtet sind. Und bevor Sie das Theater übernommen haben, gab es Unregelmäßigkeiten in Bezug auf Zuschüsse, und da sind wir als Verwaltung gesetzlich klar gehalten, wie wir mit solchen Fällen umzugehen haben. Das tut einem manchmal weh, wenn es Akteure trifft, die man sehr mag, aber die saubere Abrechnung, der saubere Umgang mit Fördermitteln, die Zuverlässigkeit der Fördermittelempfänger ist eine Grundlage.

Und wenn eine Förderung eingestellt ist und später welche kommen und sagen: Wir sind doch dieselben –, dann können wir nicht einfach eine Förderung fortsetzen, sondern dann gilt das Prinzip, das auch bei allen anderen Akteuren gilt: Man kann Anträge stellen, Jurys beurteilen diese Anträge, und auf Grundlage dieser Juryvorschläge sprechen wir entsprechende Bewilligungsbescheide aus. So läuft das. – Gerd Kämpfe ist ja ein großer Freund des jüdischen Witzes, und er hat mir den Witz mit Moische erzählt, der in die Synagoge geht und sagt: Lieber Gott, lass mich doch im Lotto gewinnen. – Und der hört sich das eine ganze Weile an und antwortet nicht, und als Moische dann zum sechsten Mal kommt, sagt Gott: Du musst mir schon eine Chance geben, Moische, kauf dir mal ein Los! – Langer Rede kurzer Sinn: Jeder kann jederzeit jeden Antrag stellen, niemand wird von uns daran gehindert, einen Antrag zu stellen.

Ich sage aber auch, dass es in den Jurys jenseits der Vereinbarungen im Staatsvertrag, jenseits der explizit für diese Zwecke vorgesehenen Haushaltstitel keine Bewertung danach gibt, ob die künstlerischen Beiträge jüdische oder jüdisch-deutsche oder deutsche oder sonst welche Anträge sind, sondern es gilt das Prinzip: Die Jurys entscheiden nach künstlerischer Exzellenz. – Deswegen ist es völlig richtig, dass dieser Bildungs- und Aufklärungsanspruch über Frau Kittler in der Bildungsverwaltung Unterstützung erfahren hat, denn genau da gehört das hin. Wenn dann großartige Stücke gemacht werden, die die Jurys beim Hauptstadtkulturfonds, bei der spartenoffenen Förderung und so weiter überzeugen, dann kriegen sie auch dort Mittel. Was bei uns und generell eher untypisch ist, ist die komplette Ausfinanzierung von Theater- und Spielstätten. Dazu haben wir – das wissen die Mitglieder des Kulturausschusses, wenn sie sich dafür interessiert haben; das sind nicht alle, wie ich bei den Beiträgen hier immer wieder wahrnehme, aber diejenigen, die sich dafür interessiert haben und hier in den letzten drei Jahren aufgepasst haben, wissen das – eine entsprechende Ausführungsvorschrift erlassen, wie Theaterorte, Theaterspielstätten zu fördern sind. Auch dort sind Anträge jederzeit möglich, aber es gibt natürlich keine Fördergarantie.

Und dann geht eines nicht, nämlich dass einzelne Akteure hier im Raum sagen: Jetzt mache ich ein Projekt zu meinem Projekt, und jetzt werden an allen Jurys vorbei Titel geschaffen und dies gemacht und jenes gemacht. – Dann wird es problematisch, denn dann gibt es keine Gleichbehandlung aller Akteure im Antragsverfahren mehr, dann gibt es keine ansatzweise vergleichbaren künstlerischen Standards für Förderung mehr, sondern nur noch Förderung nach Schnauze. Und eine Fraktion wird nicht müde, in diesem Ausschuss allen anderen permanent zu unterstellen, dass sie so handeln, aber sie will uns permanent in eine Situation bringen, dass wir genauso handeln, wie sie uns immer angreift, dass wir angeblich handeln würden. Und da sage ich: Das mache ich als Kultursenator nicht mit, und die Mehrheit der Ausschussmitglieder macht das ja auch nicht mit, und darüber bin ich sehr froh. – Also: Stellen Sie weiter Anträge, ich drücke Ihnen fest die Daumen, und je künstlerisch exzellenter Sie sind, desto größer die Chancen, dass Sie diese Anträge auch durchbekommen. Beim Hauptstadtkulturfonds hat es geklappt, und das freut mich persönlich sehr.

Jetzt sind mir noch die Zahlen zum Centrum Judaicum wichtig, weil das sonst auch wegfällt. Frau Dr. Siegemund hat ungefähr mit mir angefangen. Das Centrum Judaicum ist mal als kapitalstockgedeckte Stiftung gegründet worden, das heißt, man ist davon ausgegangen, dass man – wie bei der Jugend- und Familienstiftung des Landes auch – diese Stiftung mit einem Kapitalstock versieht, aus dessen Erträgen die Arbeit der Stiftung finanziert wird. Das wurde – für alle, die ein bisschen mit den Problematiken solcher kapitalstockfinanzierter Stiftungen vertraut sind, keine große Überraschung – seit 2009, 2010 zunehmend schwierig, einfach weil die Zinssituation eingebrochen ist. Das heißt, die Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum“ hat von den Zehnerjahren an zusehends defizitär gearbeitet, weil der Kapitalstock nicht mehr die Erträge abgeworfen hat, die zur Finanzierung der Stiftungstätigkeit notwendig waren. Das ist wahr.

Das ist bis 2016 nicht angegangen worden, will ich mal vorsichtig sagen. Als ich ins Amt kam, hat die Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum“ 420 000 Euro pro Jahr bekommen. Wir haben dann mit dem Nachtragshaushalt eine erste Unterstützung gegeben, da gab es dann 520 000 Euro; mit dem Doppelhaushalt 2016/2017 sind wir also bei 520 000 Euro gelandet, unter anderem durch eine rückwirkende Aufstockung der Tarifmittel. 2018/2019 haben wir im Haushalt eine deutliche Erhöhung vorgenommen, um erstmalig diese Defizitkompensation zu machen. Da waren wir dann bei 770 000 Euro in 2018 und 2019. Und wir landen im Jahre 2020 bei 885 000 Euro und im Jahre 2021 – unter anderem, weil es noch eine entsprechende spezielle Unterstützung der Arbeit der Einrichtung gibt – bei 983 000 Euro.

Also: Im Jahr 2014 bei 420 000 Euro, im Jahr 2021 bei 983 000 Euro, und das ist mehr als eine Verdoppelung der Zuschüsse. Ich bin mir bewusst, das sage ich ganz deutlich, dass das zum Teil einfach eine Kompensation des Wegbrechens der nicht mehr aus dem Kapitalstock kommenden Mittel ist, und trotzdem stellen wir hier im Grunde eine kapitalstockfinanzierte Stiftung auf eine förderfinanzierte um. Das geht nicht innerhalb von einem Doppelhaushalt, sondern ist ein Stück für Stück. Und ich danke allen Abgeordneten, dass sie es in den vergangenen Jahren immer mitgemacht haben, dass wir da nicht unerheblich mit den Summen hochgegangen sind, denn der Kulturhaushalt wächst natürlich auch nicht immer nach unseren Wünschen, sondern es gibt Grenzen, die uns durch den Haushalt gesetzt werden.

Zum Schluss will ich noch kurz, weil die Frage kam, ob das aus den Kulturmitteln bezahlt wird, etwas zu den Sicherheitskosten sagen, denn die laufen natürlich, zumindest was die Einrichtungen der Jüdischen Gemeinde angeht, neben den Kulturkosten. Für die Einrichtungen der Jüdischen Gemeinde Berlin gibt es über den Staatsvertrag eine Vereinbarung, wie die Sicherheitskosten zu erstatten sind. Das LKA setzt fest, was die Sicherheitsstandards sind, dann verständigen wir uns gemeinsam auf die Sicherheitskosten, und dazu kann Herr Woop noch ein paar Bemerkungen machen, weil die Frage, wie sich diese Kosten in den jüngeren Jahren entwickelt haben, immer wieder kam.

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank! – Dann hat Staatssekretär Woop jetzt das Wort.

Staatssekretär Gerry Woop (SenKultEuropa): Zum Verständnis der Kosten: Es ist so, dass die Jüdische Gemeinde zu Berlin mit dem Land diese Vereinbarung trifft. In dieser Vereinbarung aufgenommen sind im Wesentlichen die Kosten für die Sicherheitskräfte, die durch einen privaten Sicherheitsanbieter durch die Jüdische Gemeinde zu Berlin gebunden werden. Die zweite Kategorie an Sicherheitskräften sind die Kolleginnen und Kollegen, die die Jüdische Gemeinde selbst stellt. Das sind im Grunde genommen Israelis, die dort zum Einsatz kommen und in einer anderen Kategorie arbeiten als die – meistens – Securitas-Mitarbeiter, die Sie am Einlass sehen. Wir haben also diese beiden Positionen dort, und das folgt einer Gefährdungsanalyse des Landeskriminalamtes, das durch die Objekte gemeinsam mit einem Vertreter der Jüdischen Gemeinde, der für Sicherheit zuständig ist, durchgeht und feststellt, wie viele Stunden welcher Kategorie jeweils an Sicherheitsbedarf vorhanden ist. Das wird dann hochgerechnet. Es gibt noch einen kleineren Betrag, der für die Aufbereitung von technischen Anlagen dazukommt.

Für das alles haben wir im letzten Jahr insgesamt 3,2 Millionen Euro bezahlt, für alle Einrichtungen, die mit der Jüdischen Gemeinde unter diesem Fokus begutachtet worden sind und deren Bedarf fachlich vom LKA gemeinsam mit dem Vertreter der Jüdischen Gemeinde so eingeschätzt wurde. Das lag 2018 bei 2,9 Millionen Euro, ist also etwa um eine Viertelmillion angestiegen, und davor lag es noch mal etwa 100 000 Euro tiefer. So hat sich das in den letzten Jahren in etwa entwickelt. Es ist wichtig zu wissen, dass das alles neben der Polizei, die ohnehin durch das Land dort vor Ort und neben den Einrichtungen aktiv ist, stattfindet. Das sind ja die regulären Kosten, und hinzu kommen noch mal Kosten für Investitionen für sicherheitstechnische Anlagen, die dann immer auch im Hauptausschuss mit verhandelt werden und dort durch eine entsprechende Vorlage noch mal vorgelegt werden, wo die Investitionen oft gesondert durch das Land getragen werden.

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank, Herr Woop! – Dann kommen wir jetzt zur Beantwortung der Fragen, und Frau Frölich hat wieder als Erste das Wort. – Bitte schön!

Alexandra Julius Frölich (Künstlerische Leiterin des Deutsch-Jüdischen Theaters): Vielen Dank! – Zunächst einmal, weil ich merke, dass es hier im Raum auch Spannungen gibt: Unser Deutsch-Jüdisches Theater lässt sich parteipolitisch von niemandem in irgendeiner Form vereinnahmen, wir stehen für uns selber. Ich habe schon im Jahr 2017 den Präsidenten des Abgeordnetenhauses um die Möglichkeit gebeten, hier im Plenum sprechen zu dürfen, da hat aber damals kein Weg reingeführt. Ich habe mit einigen Abgeordneten einzeln gesprochen, ich habe, als Dan Lahav 2016 gestorben ist, wirklich verzweifelt das Gespräch gesucht, auch gerade mit Herrn Dr. Lederer. Frank Jahnke war in dieser Zeit doch beratend sehr stark an

meiner Seite, es verging eigentlich keine Woche, in der es zwischen uns keine E-Mail gab, weil ich immer gesagt habe: Sag mal, wie soll ich denn weitermachen? – Ja, ich habe ein rotes Parteibuch, für alle, die es nicht wissen. Ich habe mich auch an Herrn Dr. Lederer gewandt, denn was ich mir gewünscht hätte, wäre in dieser Situation moralische Unterstützung. Ich bin natürlich nicht so naiv, oder vielleicht war ich auch naiv und habe gedacht: Mensch! Die Stadt Berlin hat so viele Möglichkeiten, und wo ein Wille ist, ist ein Weg, und wo kein Wille ist, da sind Vorwände. Die Stadt Berlin kann doch vielleicht helfen in dieser Situation. – Da hätte ich mir zumindest eine moralische Unterstützung gewünscht.

Was den Moische-Witz angeht, so ist der ja schon im Herbst 2018 an mich herangetragen worden. Wir haben 2018 alle Anträge gestellt, die wir in der Zeit haben stellen können. Von daher wird das unserem Bemühen nicht wirklich gerecht. Deshalb sage ich auch: Ich möchte gern mit diesen alten Zöpfen abschließen.

Zu Ihrer Frage, Herr Wesener: Wir sind in keinerlei Rechtsnachfolge. Der Verein existiert seit Ende 2014, und wir hatten dieses Glück, dass er mit der eigentlichen Körperschaft nichts zu tun hatte. Es ist eine ziemlich schwierige Geschichte auch für mich gewesen, das Ganze in eine neue Ordnung zu bringen, aber das kann ich auch gerne mal an einem anderen Ort zu einem anderen Zeitpunkt erzählen. Wir sind in keiner Rechtsnachfolge, ich bin in keiner Rechtsnachfolge, sondern der Israeli Dan Lahav, der im Jom-Kippur-Krieg für den Staat Israel gekämpft hat, der hier sehr umstritten war. Das hatte halt viele Gründe. Stellen Sie sich vor: Seine Verwandten sind in Auschwitz ums Leben gekommen. Die Mutter, die eine bekannte Sportlerin war, und die Großmutter, die eine bekannte Opernsängerin war, sind nach Palästina ausgereist und standen dort vor dem Nichts. Da ist Dan Lahav geboren worden, und er ist wieder nach Berlin zurückgekommen aus einem Idealismus heraus. Jetzt ist er tot, und über Tote redet man grundsätzlich nicht schlecht. Deshalb würde ich sagen, wir lassen diese Vergangenheit ruhen und fangen einfach hier heute an diesem Tag neu miteinander an – was ich schon im Eingangsstatement gesagt habe. Es geht darum, dass wir Vertrauen aufbauen müssen.

Ja, ich bin nicht Jüdin, ich bin Christin, aber Dan hat mich vor seinem Tod gebeten, das Theater zu übernehmen, weil ich da war, weil ich die künstlerische Kompetenz habe und weil ich diesen Willen habe, diese Sturheit, um mich einem so verrückten Unternehmen zu widmen. Und ich war ja nicht alleine, wir sind ein jüdisches und nichtjüdisches Team, von daher spielt es gar nicht so eine Rolle, ob ich eine Jüdin bin oder nicht. Ich habe mein Team zumindest in Teilen mitgebracht – mein deutsch-jüdisches Team –, die sitzen mit hier, und wir sind das beste Beispiel dafür, was so eine Brücke bedeutet, denn wir arbeiten zusammen, und diese Arbeit bedeutet, dass wir fast sieben Tage die Woche 24 Stunden irgendwie aufeinanderhocken, denn auch wenn wir nur zehn Tage im Monat spielen können, weil wir kein eigenes Haus haben, so gibt es doch tausend Dinge, die drum herum passieren müssen. Das ist meine Familie, um es mal ganz drastisch zu sagen, und zu dieser Familie gehören auch unsere muslimischen Kollegen aus diesem Projekt „Shalom-Salam: Wohin?“. Frau Kittler und dem Senat und Gott sei es gedankt, dass wir das haben. Ich denke mir auch immer: Wenn jüdische Menschen etwas für Israel tun, so halte ich das für selbstverständlich. Wenn Nichtjuden etwas tun, dann ist das vielleicht bedeutungsvoll – vielleicht auch nicht, keine Ahnung, aber es bestand für mich nicht die Frage, es zu tun. Es war wie eine innere Notwendigkeit.

Unser Verhältnis zur jüdischen Gemeinde: Natürlich haben wir Kontakt zu Herrn Dr. Joffe, wir haben Kontakt zu Frau Nachama. Die Christlich-Jüdische Gesellschaft hat letztes Jahr bei uns Chanukka gefeiert. Das heißt, wir haben dort Bande, die wir natürlich noch viel intensiver verknüpfen können, aber wir sind ja zunächst einmal ein weltlicher Ort und kein religiöser Ort.

Unsere Zielgruppe: Wie schon gesagt wurde, möchten wir natürlich ganz viele Menschen ins Theater holen, vor allem junge Menschen. Auch dafür haben wir dieses Projekt „Shalom-Salam: Wohin?“ Tatsächlich ist es in diesem Projekt auch so, dass nicht nur jüdische, christliche und muslimische Jugendliche und Künstler auf der Bühne stehen, sondern wir erreichen

auch, dass muslimische junge Menschen zu uns kommen, die sonst gar nicht unbedingt ihre Community verlassen. Wir erreichen alle Bildungsschichten, und wir wollen auch alle Bildungsschichten. Wir wollen nicht nur den Intellekt ansprechen, sondern vor allem auch das Herz, weil das sehr nachhaltig ist. Das wissen Sie alle.

Wovon leben wir jetzt? – Von viel Idealismus, von Teilen der Projektförderungen. Dadurch bleiben andere Projekte bisher noch auf der Strecke, die wir nicht realisieren können. Ich kann auch ganz ans Eingemachte gehen: Die Honorare reichen natürlich nicht. Wir danken dem Jobcenter Charlottenburg-Wilmersdorf. Wir haben gemeinsam auch die erste Arbeitsstelle geschaffen. Ich persönlich kann mich beim Jobcenter Neukölln bedanken, denn ich habe keine Zeit, noch zusätzlich andere Arbeiten zu machen, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, weil es für uns alle ein Vollzeitjob ist.

Die Positionierung in zehn Jahren und damit auch meine Erwartung an den Senat: Wir möchten langfristig aus den Räumen in Charlottenburg-Wilmersdorf raus. Wir sind sehr dankbar für diese Räume. Wir werden extrem gut im Bezirk behandelt. Wir haben dieses Jahr sicher, und man wird uns auch das nächste Jahr da spielen lassen. Aber Sie wissen ja alle, was für ein logistisches Unterfangen das ist, wenn man das Haus nur die Hälfte des Monats hat, und dann muss man spielen, dann muss man proben, man muss Dinge vorbereiten. Wir haben kein Büro. Dadurch sind die Kommunikationswege manchmal unmöglich. Ich kann auch nicht einfach mal jemanden einladen und über die Spielzeit hinaus, wie Frau Dr. Siegemund sagte, diesen Ort der Begegnung schaffen. Wir haben diesen Ort der Begegnung, wenn wir nach unseren Shows immer noch mit unseren Gästen zusammensitzen und uns unterhalten, Wein trinken, Musik machen. Aber um genau so etwas zu verstetigen, um viele Projekte parallel zu führen, wäre es toll, wenn man eigene Räumlichkeiten hätte.

Ich träume auch davon, dass wir eines Tages in einem Atemzug mit dem DT und mit dem BE genannt werden. DT, BE, DJT – hört sich doch gut an, oder? Ich möchte mehr Personal haben, damit wir nicht alle sieben Tage die Woche 24 Stunden arbeiten müssen, sondern damit es sich etwas normalisiert, damit wir vielfältiger arbeiten können, damit wir an Produktionen parallel arbeiten können. Ich möchte ein festangestelltes Team, damit ich nicht nur eine Premiere alle vier Monate spielen kann, sondern damit ich wenigstens alle zwei Monate eine Premiere spielen kann. Also das wäre der Wunsch: ein Team von festangestellten Menschen in einem eigenen Haus, eine Begegnungsstätte und eine gute Zusammenarbeit – ja, warum nicht? – mit den Menschen, die hier sitzen – [Die Rednerin blickt in Richtung der anderen Anzuhörenden.] –, in ständiger Form.

Aber wenn jetzt zum Beispiel Frau Dr. Siegemund und ich sagen würden, wir machen was zusammen, das Museum hier und ihr hier, dann müssen wir jetzt anfangen, für 2022 oder 2021 zu planen. Ich glaube, die Wege sind sehr lang, und dazu brauche ich natürlich eine Planungssicherheit, und die habe ich nicht. Diese Planungssicherheit brauche ich auch für meine Kollegen. Nur wer regelmäßiges Essen hat, arbeitet auch gut, das wissen Sie. Wir sind ein Ort der gelebten Gemeinsamkeit, wir propagieren das nicht nur, sondern wir sind es, und wir möchten das auch ausbauen mit vielen kulturellen und bildungspolitischen Projekten. Das wäre das, wo ich uns sehe.

Wie rekrutieren sich die Mitarbeiter? – Oft durch Mundpropaganda, Musiker, Schauspieler, oder sie kommen einfach zu uns. Ich kriege Mails, und dann gucken wir uns die Leute an:

Passen sie, können sie was? Was können sie? – Das sind jüdische Künstler, wir haben eine neue Künstlerin aus Israel, die kommen aus Russland, aus der Ukraine, aus der Schweiz, aus Italien. Wir sind schon ein ziemlich international aufgestelltes Team. – Habe ich was vergessen? – Ansonsten können Sie mich noch fragen. Ach, und um dem vorzugreifen: Sie sind natürlich nicht verpflichtet, uns hier irgendwelche Zugeständnisse zu machen, um Himmels willen, aber wir freuen uns natürlich über eine Zusammenarbeit. Das wäre super.

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank, Frau Frölich! – Dann hat jetzt Herr Kämpfe das Wort.

Gerhard Kämpfe (Leiter der Jüdischen Kulturtag Berlin): Ich gehe ganz kurz darauf ein. Dr. Berg hat gefragt, wie wir das machen könnten. Wir spielen grundsätzlich im Rahmen der Jüdischen Kulturtag in vielen verschiedenen Spielstätten, natürlich in der Synagoge Rykestraße, im Renaissance-Theater, in der Vaganten Bühne, im Kesselhaus etc. Also wäre es eine Überlegung, die wir jetzt gemeinsam anstellen, ob wir im Rahmen der Jüdischen Kulturtag die eine oder andere Produktion auch im Jüdischen Theater spielen können, was dem Haus grundsätzlich Geld und natürlich auch Besucher bringt.

Die andere Frage war die nach der Sicherheit: Ja, wir haben erhöhte Kosten im Wirtschaftsplan, den wir abgeben müssen. Im Vorfeld steht auch der Bereich Sicherheit drin, und im Verwendungsnachweis, den wir danach abgeben müssen, um zu erklären, wo das Geld geblieben ist, werden wir dann auch feststellen, dass wir leicht erhöhte Sicherheitsausgaben haben – verständlicherweise – nach dem, was in Halle entsetzlicherweise passiert ist und das auch noch vor den Jüdischen Kulturtag. Sara hat es gesagt: Bei den ersten Veranstaltungen stellten wir fest, dass die Vorverkaufszahlen runtergehen. Allerdings hat sich das aufgehoben. Offensichtlich haben dann viele Menschen gesagt: Jetzt erst recht! –, sodass wir einige Veranstaltungen ausverkauft waren und in anderen Bereichen, Renaissance-Theater, Vaganten Bühne etc., volle Häuser hatten – Gott sei Dank!

Das Netzwerk wurde angefragt. Natürlich haben wir ein internationales Netzwerk. Das gehört zu meinem Beruf. Das heißt, Künstler aus den unterschiedlichsten Ländern kommen zu den Jüdischen Kulturtag, natürlich auch sehr viele Künstler aus Berlin. Die Vielfalt – ich glaube, das haben wir heute schon angesprochen, ich will sie jetzt nicht lähmen mit meinen künstlerischen Vorträgen, das kann man auch gerne in Einzel- oder Gruppengesprächen machen – ist natürlich eine wesentliche Bedingung. Sara hat es vorhin gesagt, mich korrigierend: die Erinnerung! Genau so meinte ich das. Das kann immer nur der eine Bestandteil sein. Sie haben es vorhin gesagt: Zwanzigerjahre – ja, das sind natürlich die großen Namen, deren Werke wir auch gerne auf die Bühne holen, aber es gibt natürlich auch Künstler, die heute tätig sind mit dem Gefühl der heutigen Zeit, der Jetztzeit. Das ist ganz wichtig. Was ich vorhin meinte, war etwas anderes: Die Erinnerungskultur – in Führungsstrichen – ist ja dann sinnvoll, wenn sie uns dazu bringt, nicht Neues in diese Richtung zu beginnen. Da war meine Befürchtung, dass das leider bisher noch nicht gewirkt hat. Wir erleben das ständig aufs Neue.

Austausch mit anderen kulturellen Bereichen in dieser Stadt: Ja. Ich habe mich gefreut, dass ich angerufen wurde aus der Senatsverwaltung, ob ich mit dem Know-how, das ich habe als schon etwas älterer Herr in dem Geschäft, einer Gruppe junger Muslime bei der Planung muslimischer Kulturtag helfen könnte. Selbstverständlich habe ich ja gesagt. Wir haben uns verabredet, ich freue mich sehr darauf, und ich hoffe sehr, dass genau diese beiden Kulturtag

Gemeinsamkeiten haben, wo wir bei denen und die bei uns spielen. Das wäre für mich ein Herzenswunsch, und ich glaube, das kriegen wir auch hin.

Der Lernort: Sicherlich gibt es Theaterleute, die das anders gesehen und sich gefragt haben, ob das Theater wirklich ein Lernort ist. Ich denke, Theater und Kultur sind vor allen Dingen Begegnung, und wenn es gut gemachtes Theater ist, dann ist es durchaus auch in der Lage, beim Rezipienten eine Reflexion zu erzeugen, eine geistige und hoffentlich auch eine emotionale. Man sollte das nicht immer trennen.

Es gibt keine empirische Beobachtung von uns, aber wir haben festgestellt, dass von diesen ca. 8 000 Besuchern – Sara hat es vorhin gesagt –, die wir in diesem Jahr hatten, der weitaus größere Teil nichtjüdische Bürger und Bürgerinnen waren. Ich muss zugeben, dass mich das erfreut, denn darum geht es uns, darum auch der Titel: Shalom Berlin. Sie wissen alle, dass das der Friedensgruß ist, aber eben nicht nur. Ich wünsche dem, dem ich das sage – Shalom –, nicht nur einen schönen Tag und Frieden, sondern auch ein Wohlergehen, und das sagt man in der Hoffnung, dass man dasselbe zurückbekommt, und ich unterstreiche: nicht nur in der Hoffnung, es verbal zu bekommen, sondern auch vom Empfinden und vom Gefühl her. – Ich glaube, ich habe jetzt die Fragen, die mich betrafen, beantwortet. Wenn nicht, wird es mir sicherlich noch auf den Fuß fallen.

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank, Herr Kämpfe! – Frau Nachama, bitte schön!

Sara Nachama (Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde zu Berlin): Für uns als Jüdische Gemeinde zu Berlin spielt es keine Rolle, ob der Künstler oder derjenige, der jüdische Kultur macht, Jude ist oder Nichtjude. Beispiel Karsten Troyke: Der ist kein Jude und macht sein ganzes Leben jüdische Kultur und kommt auch sehr gut an. Er ist ja auch immer wieder bei den Jüdischen Kulturtagen präsent. Das zeigt, dass wir es begrüßen, wenn sich auch nichtjüdische Menschen mit jüdischer Kultur beschäftigen.

Das Verhältnis vom Jüdischen Theater und der Jüdischen Gemeinde zu Berlin: Wir bewerben das Programm des Theaters in unserem Magazin „Jüdisches B eigentlich korrekt erlin“, das wir monatlich herausgeben. Wir verteilen auch die Werbung, die sie uns zustellen, an jüdische Einrichtungen. Wir können aber natürlich das Theater nicht finanziell unterstützen, da wir selber Zuwendungen vom Senat bekommen.

Das Jahr 2021: Da werden wir natürlich Berlin präsentieren, denn das Jahr eignet sich, um die jüdische Kultur aus Berlin zu präsentieren und weniger international, was wir normalerweise machen. Für die Israelis oder auch die Amerikaner, die nicht Mitglieder der Jüdischen Gemeinde sind, aber in dieser Stadt leben, haben wir die Kontakte zur israelischen Botschaft, und über sie versuchen wir, sie zu erreichen – oder auch über die amerikanische Botschaft. Viele wollen nicht Mitglied werden, nicht, weil sie etwas gegen die Jüdische Gemeinde haben, aber weil sie Steuern bezahlen müssen, und das kennen sie nicht aus Israel oder aus Amerika, und das ist ihr Problem, warum sie nicht Mitglied der Jüdischen Gemeinde werden. Da könnten wir vielleicht irgendwann brainstormen, wie wir sie kriegen könnten. Es sind ca. 15 000 jüdische Menschen, die nicht in der Jüdischen Gemeinde sind.

Sonst ist Sicherheit auch so ein Thema. Weil wir so viel Geld für Sicherheit ausgeben müssen, auch mithilfe des Senats, können wir wenig Kultur machen. Abgesehen davon wurde

dieser Staatsvertrag 1994 oder so beschlossen, und seitdem bekommen wir das gleiche Geld für die Jüdischen Kulturtage. Das ist auch ein Problem, und ich bin dankbar, dass Herr Dr. Lederer gesagt hat, dass er unsere Zuwendung erhöhen will. Aber die Künstler kosten ja jetzt viel mehr Geld als 1994, deswegen haben wir auch weniger Kulturprogramm. – Ich hoffe, damit habe ich alle Fragen beantwortet, und gebe das Wort weiter.

Noch ein Hinweis: 350 Jahre Jüdische Gemeinde zu Berlin ist auch 2021.

Vorsitzende Sabine Bangert: Okay. Vielen Dank, Frau Nachama! – Frau Dr. Siegemund, bitte!

Dr. Anja Siegemund (Direktorin der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum): Jetzt bin ich gespannt, ob ich dieses Durcheinander an Fragen einigermaßen konsistent hinbekomme. Ein Teil der Fragen bezog sich auf Kooperation, Vernetzung, Internationalität. Wir kooperieren traditionell sehr gerne und sehr viel mit der Berliner Kulturlandschaft und versuchen, das weiter auszuweiten. Es gibt Planungen für Ausstellungen zusammen mit anderen jüdischen Museen in Deutschland oder Österreich bereits für 2021. Also da gibt es überhaupt keine Scheu zu überlegen, mit wem. Das sind jüdische Einrichtungen und nichtjüdische Einrichtungen. Ich sagte vorher, es gibt diese mindestens 200 jüdischen Kleinst- und Mini- und etwas größeren Gruppierungen in der Stadt. Ich finde es sehr wichtig, die auch aus unserer Sicht ein bisschen einzubeziehen, und zwar nicht, weil wir sagen, wir sind ein Zentrum, das quasi von oben rankommt, sondern um ihnen ein Forum, eine Bühne zu bieten. Da habe ich mehrere Überlegungen, wie wir das besser machen können, zum Beispiel auch in unserem Repräsentantensaal. – Das ist das eine.

Internationale Vernetzung: Ganz prominent ist sie bei uns tatsächlich mit Israel. Das hängt ein bisschen mit meiner Biografie zusammen, weil die die besseren Kontakte nach Israel hat. Es hängt auch mit der Geschichte unseres Archivs zusammen. Ich weiß nicht, ob Sie damit vertraut sind. Der Grundstock unseres Archivs ist das sogenannte Gesamtarchiv der deutschen Juden, das 1905 hier in Berlin gegründet wurde. Es hatte eine sehr wechselvolle Geschichte, zwischendurch hat das Reichssippenamt das übernommen. Wichtig dabei ist noch: In den Fünfzigerjahren kamen israelische Archivare, ehemalige Berliner, hierher und haben einen Teil dieses Gesamtarchivs nach Israel transportiert, weil sie sagten: Wir sind die Nachlassverwalter. Hier gibt es kein jüdisches Leben mehr. – Deshalb ist dieses Gesamtarchiv zur Hälfte heute bei uns in Berlin und zur anderen Hälfte in Jerusalem. Neuerdings versuchen wir, hier auf eine neue Ebene zu kommen und auch die Beziehungen wesentlich zu verbessern. Da sind wir gerade dabei und haben da einige Überlegungen in Bezug auf Kooperationen.

Wer besucht unsere Veranstaltungen? Wer kommt in unser Museum? – Leider haben wir seit Gründung nie so etwas wie eine Evaluation gemacht. Da kann ich jetzt natürlich auch leicht hin sagen – jetzt ist der Senator gerade rausgegangen –, für so was wäre ja sowieso kein Geld da gewesen. Ist vielleicht auch so gewesen, in früheren Jahren war es mal anders, aber es gibt keine Evaluation. Wir haben letztes Jahr etwas Minimales gestartet, eine Besucherumfrage an der Kasse, und da fragen wir nur, woher die Leute kommen, also aus welchen Ländern und aus welchen Bundesländern dann. Daher weiß ich, dass wir wahrscheinlich – das möchte ich noch mal abklären, auch mit der Kulturprojekte Berlin GmbH und dem Landesverband der Museen zu Berlin – einen relativ großen Anteil von Besuchern aus Deutschland haben und

dass wahrscheinlich bei uns die Touristen etwas weniger sind als in manchen anderen Häusern.

Das ist auf der einen Seite nicht schlecht, denn unser Mandat gegenüber Deutschland ist schon sehr wichtig, und hier wollen wir Bildungsarbeit machen usw. Auf der anderen Seite brauchen wir natürlich Einnahmen, wir brauchen sie sehr, und deswegen könnten wir durchaus, auch wenn die Zahl gar nicht so schlecht ist, immer noch mehr Besucher gebrauchen. Ich will Ihnen aber auch eines sagen: Wir sind, was die Besucheranzahl angeht, das am zweitmeisten besuchte jüdische Museum in Deutschland und Österreich. Das heißt, als Erstes kommt das Jüdische Museum Berlin, dann kommt lange nichts, aber dann kommen wir. Dann kommt erst Frankfurt, die eine ganz andere Finanzierung haben, und dann kommt erst München, die sowieso – – Ich will Sie gar nicht damit nerven.

Vermittlungs- und Bildungsarbeit und die Personalsituation – danach wurde mehrfach gefragt –: Im Augenblick bin ich glücklich, dass wir diese eine Projektstelle hatten, die wir über eine Stiftung schaffen konnten. Auch da war es zum Beispiel so – und jetzt nerve ich Sie leider mit einem Detail –: Als ich angefangen habe zu sagen: „Nein, wir müssten hier so etwas haben. Anders geht es nicht, denn Museum heißt auch Bildung und Vermittlung“ – ich sage ungern „Pädagogik“, weil wir uns nicht nur auf Kinder beziehen, sondern auf alle –, da sagten mir die Stiftungen, die ich angesprochen habe: Ja, aber wir können keine Stelle finanzieren, das geht nicht, wir können nur Projekte finanzieren.

Wir haben es dann durch sehr viel guten Willen auf allen Seiten geschafft. Diese Stiftung finanziert jetzt nicht die Stelle, sie finanziert eigentlich die Formate, die dabei herauskommen. Sie weiß ganz genau, was sie in Wirklichkeit finanziert, aber offiziell finanziert sie nicht diese Stelle. Das hat sie am Anfang für ein Jahr gemacht und hat gesagt – und Sie müssen erst einmal jemand sehr Guten finden, der für ein Jahr so eine Stelle annimmt; das haben wir, Gott sei Dank –: Wenn Sie einen guten Zwischenbericht schreiben, dann kriegen Sie es auch für ein zweites Jahr. – Das haben wir gemacht, haben es für das zweite Jahr bekommen, und das läuft jetzt bis Sommer 2020.

Im Augenblick bin ich glücklich, dass es so ging, aber wir wussten schon: Das läuft aus. Was ist dann? – Die Grundsituation hat es nicht ermöglicht, irgendwie Gelder dafür bereitzustellen. Auch die Sachmittel für Bildung und Vermittlung bezahlt wieder eine andere Stiftung, das ist die Bosch-Stiftung. Das heißt, was jetzt einspringt, ist dieses BKM-Projekt, von dem ich sprach, das über ein paar Jahre läuft. Da ist es jetzt so, mit Balancierungen, dass wir von unserem dann schon erhöhten Grundetat einen Teil der Eigenmittel dafür geben müssen, aber einen anderen Teil auch für unser Leben benutzen müssen. Insofern: Im Augenblick ist das in Ordnung, und ich denke, ab 2021, 2022 werden wir dann wirklich eine Stelle schaffen, und das ist sehr wichtig. Wir haben bisher zwei Stellen für Inhalt, eine davon ist meine, die auch ganz viel anderes macht, und das ist dann die dritte – bei all dem, was wir machen.

Was bedeutet diese Vermittlungsarbeit? – Zum Beispiel haben wir jetzt das Führungsangebot neu strukturiert. Wir bieten jetzt thematische Führungen an, also nicht nur reine Überblicksführungen, sondern verschiedene thematische Führungen, die sich oft sehr auf die Geschichte der Synagoge beziehen. Ich nenne Ihnen zwei Beispiele. Eine heißt „Was passiert bzw. passierte in einer Synagoge – Ritualgegenstände, Geschichten, Objekte“, „Die Neue Synagoge im Nationalsozialismus“ ist eine andere oder „Von der Ruine zum Museum – Geschichten

vom Wiederaufbau“. Das sind thematische Führungen, die man für 60 oder 90 Minuten buchen kann.

Wir haben Seminartage zur jüdischen Religion für junge Erwachsene erarbeitet. Die wurden bisher 21 Mal gebucht. Wir haben für verschiedene Multiplikatoren sehr passgenau Veranstaltungen gemacht. Das heißt, es kam die Bundeswehr, die Berliner Polizei, die Hochschule des Bundes, das Bundesfinanzministerium usw., und ich glaube, da haben wir eventuell sogar einen Vorteil gegenüber dem Jüdischen Museum Berlin, denn die arbeiten nicht so passgenau. Dafür sind die wahrscheinlich zu groß. Das heißt, wenn eine Institution an uns herantritt, dann setzen wir uns mit denen kurz zusammen und fragen: „Was wollt ihr?“ und haben dann verschiedene Module und erarbeiten teilweise auch etwas neu. Das ist ein sehr großer Vorteil.

Ein Nachteil bei unserer Vermittlungsarbeit ist aber zum Beispiel – und da sind wir leider wieder bei den Geldern –: Wir können die Dinge nicht sehr günstig anbieten. Die müssen sich bei uns refinanzieren. Zum Beispiel sind unsere Führungen relativ teuer, das Jüdische Museum ist weitaus billiger, und gleichzeitig werden unsere Guides nicht besonders gut bezahlt. Ich würde ihnen gern mehr geben, etwas mehr zumindest. Wir sind da am untersten Rand, wir haben das mit anderen Institutionen verglichen. Aber wir sind da in einer Quetschposition, denn wenn ich den Guides mehr gebe – ich brauche ja die Refinanzierung –, dann muss ich auch die Führungen teurer machen. Dann werden wir noch teurer als alle anderen. Wir erheben sogar – und da dachte ich auch am Anfang, dass das nicht geht und wir das abschaffen müssen; aber das können wir eben nicht aufgrund unserer Situation, was die Finanzen angeht – eine Verwaltungspauschale für jede Führung, also schlagen noch ein paar Euro drauf, die dann diejenigen, die die Führungen buchen, zu bezahlen haben. Das ist Teil unserer Einnahmen. Damit rechnen wir. Das sind 15 000 Euro im Jahr. Wir können das nicht weglassen, sonst haben wir gar nichts mehr zum Leben. Also es ist nach wie vor eine schwierige Situation, was unsere Bildungs- und Vermittlungsarbeit angeht, aber an sich sind wir jetzt hoffentlich, wenn es so geht, einigermaßen gesettelt in diesem Bereich.

Jubiläumsjahr 2021: Wir werden sicher auf irgendeine Weise da beteiligt sein, wie im Einzelnen, weiß ich noch nicht, das werde ich demnächst erfahren. Vielleicht haben Sie das gehört, es gibt diesen Verein in Köln, der das weitgehend unter seine Fittiche nimmt und vom BKM auch große Summen, so wie ich das verstehe, bekommen wird. Ich bin im wissenschaftlichen Beirat für das Ganze, also auch für den Bund. Das ist sehr gut, denn natürlich ist dann auch ganz klar, dass, was Berlin betrifft, wir als Neue Synagoge sehr stark einbezogen werden müssen.

Außenfassade: Ja, das war tatsächlich ein riesiges Problem bei der Umgestaltung der Dauerausstellung. Das war, mit welcher Denkmalschutzbehörde auch immer, schwer. Herr Woop hat uns stark geholfen, aber da sieht man dann auch, wie begrenzt man selbst von oberer politischer Stelle ist, wenn es den Denkmalschutz angeht. Wir werden uns diesem Thema nächstes Jahr wieder widmen, denn wir müssen unsere Werbung verbessern, auch nach außen. Das heißt, wir werden uns mit unserem Architekten zusammensetzen, der auch die Dauerausstellung umgestaltet hat, und wir müssen hier an unserer ganzen Außenwerbung etwas tun. Das betrifft auch die Fassade. Wir müssen dafür aber auch erst mal die Gelder sichern. Das steht dem jetzt erst mal voran.

Finanzierung: Herr Senator! Es ist völlig richtig, was Sie gesagt haben, auch was unsere Zahlen betrifft. Ich hatte das auch in unserem Paper aufgeschrieben. In diesem Jahr haben wir denselben Zuschuss, aber wir sind jetzt – und das erstmalig, und darüber bin ich sehr froh – einbezogen in diese tariflichen Ausgleiche, die Kultureinrichtungen bekommen. Das waren wir vorher nicht, weil wir offiziell nicht als Kultureinrichtung gelten. Jetzt sind wir da einbezogen worden, das ist schon mal ein riesiges Plus für uns, und wir sind auch einbezogen worden in dieses Programm des eintrittsfreien Sonntags, was ich sehr wichtig finde, denn das ist genau das, was uns angeht.

Noch ein weiteres Beispiel für unsere Bildungs- und Vermittlungsarbeit: Was vor einiger Zeit, vor meiner Zeit – ich weiß also nicht, wann –, gestrichen wurde, ist – und das hat eigentlich fast jedes Museum – so etwas wie eine offene Führung am Sonntag oder am Feiertag. Das heißt, Einzelpersonen, die ins Museum kommen, wissen, um 15 Uhr steht da ein Guide, und der hat dann vielleicht eine Gruppe von zehn, zwanzig oder dreißig Leuten. Das haben wir irgendwann gehabt, das wurde irgendwann gestrichen. Warum? – Weil wir nicht sichern konnten, dass die Refinanzierung für den Guide durch genügend Besucher an diesem Tag gesichert ist, und auch dieses kleine Defizit dann nicht tragen wollten. Das ist eigentlich fast eine Bankrotterklärung für ein Museum. Das ist das Minimum, das man anbieten muss. Das haben wir im Augenblick nicht.

Insofern: Die Sonntagsführungen, also dieses ganze Programm hier, ermöglicht uns sehr viel, und deswegen bin ich sehr froh, dass wir hier drin sind. Noch mal vielen Dank an unsere Verwaltung und alle, die sich dafür eingesetzt haben! Ich weiß, wie schwierig das ist. Wir hatten – ich glaube, ich habe es auch auf dem Paper geschrieben – 688 000 Euro durch den Ertrag der Stiftung im Jahr 2000. Heute ist die Prognose 180 000 Euro, also rund 500 000 Euro, eine halbe Million weniger. Mir ist völlig klar, dass das jetzt nicht so einfach aufgefangen werden kann und schon gar nicht schnell, aber ich kann Ihnen auch nur sagen: Was passiert am anderen Ende? – Da passiert, dass wir so wenig Spielraum haben. Ein Beispiel: Für Veranstaltungen haben ich in diesem Jahr genau 2 000 Euro. Unsere Verwaltungsleitung sagt: Sie nehmen bitte 4 000 Euro ein durch Verschiedene, die zu uns kommen und eine Veranstaltung bei uns machen wollen – die zahlen eine Pauschale für Administration, wir machen eine Kooperation mit denen –, gleichzeitig dürfen Sie 6 000 Euro ausgeben. – Das heißt, 2 000 Euro habe ich im Endeffekt übrig für Veranstaltungen für das ganze Jahr. Alleine der Techniker, den wir für jede Veranstaltung brauchen – es geht nicht anders –, kostet ungefähr 250 Euro.

Vielleicht noch ein Wort dazu, was das auch bedeutet: Wir können sehr wenig Werbung machen. Wir haben gleichzeitig eine Institution hier in der Stadt, die eine Situation für uns verursacht, die es für kein anderes jüdisches Museum in Deutschland gibt. Wir haben das Jüdische Museum Berlin hier, das unendlich viel Werbung macht und auch weiter machen kann und das natürlich machen wird. Jetzt können Sie sagen: Sie brauchen sich nicht mit dem Jüdischen Museum Berlin zu vergleichen. – Völlig richtig, brauchen wir auch nicht. Aber was die Besucher angeht, konkurrieren wir natürlich mit ihm, das ist einfach Fakt, und das ist ein Problem, wenn wir gar keine Werbung machen können. Wir leben ja so stark von den Eintrittsgeldern, das heißt, wir müssen darauf achten, dass wir viele Besucher haben.

Jetzt noch das Letzte, die Frage zu dem, was ich Zukunftsmusik nannte: Was kann aus uns werden? Was bedeutet es, dass es, ich glaube, im Augenblick in der Stadt keinen Ort für so etwas wie Begegnung und Information über jüdisches Berlin für alle gibt? – Zwei Dinge dazu aus der Praxis: Sehr oft bekommt unser Archiv, weil die Leute nicht wissen, an wen sie sich sonst wenden sollen, Anfragen, nicht nur über unsere historischen Archivalien, sondern generell nach allen möglichen Informationen, was jüdisches Berlin heute, Geschichte usw. angeht, teilweise von ehemaligen jüdischen Berlinern, aber vor allem auch von deren Nachkommen. Meine Vorstellung ist, dass wir dazu prädestiniert wären als Ort, uns hier noch sehr viel mehr als Anlaufstelle, als Infocenter zu etablieren. Das würde wirklich so eine Begegnung in einer großen Runde ermöglichen, das heißt, für Berlinbesucher, die sagen: Jüdisches Berlin interessiert uns. Das Centrum Judaicum ist einer unserer Anlaufpunkte. – Und genauso könnte es das

für Berlinerinnen und Berliner sein, die sich für jüdisches Berlin interessieren und dann einfach kommen und gucken: Was ist hier? – Aber meistens braucht so ein Ort irgendeinen Treffpunkt, ein Café, einen Buchladen, wo man reingucken und schmökern kann. Er muss attraktiv sein, damit Leute auch sehr gerne dort ihre Freizeit verbringen wollen. Vor diese Herausforderung sehen sich alle Museen gestellt. Wir müssen alle irgendwo attraktiv genug sein, nicht nur für diejenigen, die sagen: Ja, uns interessiert dieses Thema brennend, das wir hier hochwissenschaftlich bearbeitet finden. – Ein Museum ist mehr.

Vorsitzende Sabine Bangert: Frau Siegemund! Sie müssen allmählich zum Ende kommen, bitte!

Dr. Anja Siegemund (Direktorin der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum): Ich komme zum Ende. Die letzte Frage war: Was können Sie als Abgeordnete für uns tun? – Ganz konkret fällt mir jetzt ein: Herr Wesener! Wenn Sie eine Idee haben, wie wir dieses Jahr an Gelder für unsere Außenfassade kommen, sind wir ganz dankbar. Wir werden demnächst ein beratendes Kuratorium einrichten, und mit dem werde ich auch sehr viel besprechen. Wenn wir dann auf Sie zukommen und sagen: Wir haben ganz konkret eine Idee, Infozentrum Jüdisches Berlin, Geschichte, Kultur und Gegenwart –, dann erinnern Sie sich bitte daran, und dann lassen Sie uns gerne darüber sprechen. – Danke!

Vorsitzende Sabine Bangert: Wir danken Ihnen, Frau Dr. Siegemund! – Ich habe keine weiteren Wortmeldungen. – Herr Dr. Berg!

Dr. Hans-Joachim Berg (AfD): Sie hatten mir ja die Möglichkeit gegeben, noch auf den Senator einzugehen.

Vorsitzende Sabine Bangert: Sie hatten vorhin Gelegenheit.

Dr. Hans-Joachim Berg (AfD): Nein, da hatte ich Fragen an die anzuhörenden Personen. Ich wollte noch gerne etwas zum Beitrag des Senators sagen. Wir sind direkt angesprochen worden. Habe ich das Wort?

Vorsitzende Sabine Bangert: Ja, aber vorher hatten Sie das Wort und hatten da die Gelegenheit. – Gibt es darüber hinaus weitere Wortmeldungen? Ich muss dann allen anderen auch die Gelegenheit geben. – Das ist nicht der Fall. Dann ist jetzt Herr Dr. Berg dran.

Dr. Hans-Joachim Berg (AfD): Herzlichen Dank! – Ich bitte um Nachsicht. Bis jetzt habe ich die Übung immer so verstanden, dass wir die Anzuhörenden fragen und den Senator extra.

Vorsitzende Sabine Bangert: Herr Dr. Berg! Sie sind jetzt schon geraume Zeit im Abgeordnetenhaus, und Sie wissen, wie das Verfahren läuft. Also stellen Sie jetzt Ihre Fragen, oder sagen Sie, was Sie zu sagen haben! – [Zurufe von der CDU] –

Dr. Hans-Joachim Berg (AfD): Ich bedanke mich für Ihre großzügige Interpretation. Ich bitte einfach um Verständnis dafür, dass wir die einleitende Hate Speech des Senators nicht so stehenlassen können. Ich werde dazu nur drei kurze Bemerkungen machen. Erstens: Wir weisen die unberechtigten Anwürfe und Verzerrungen des Senators gegen die AfD zurück. – Zweitens: Ihre Erregung zeigt, dass Sie nicht damit umgehen können, wenn Ihr Feindbild sich

als Trugbild erweist. – Drittens: Die AfD wird sich gerade von Ihnen ihren Einsatz für jüdisches Kulturleben in Deutschland und Berlin nicht dekonstruieren lassen. – Herzlichen Dank!

Vorsitzende Sabine Bangert: Vielen Dank, Herr Dr. Berg! – Dann setze ich jetzt noch mal an. – Ich sehe keine weiteren Wortmeldungen. Wir vertagen diesen Punkt bis zur Vorlage des Wortprotokolls. Wir führen immer noch eine Auswertung des Wortprotokolls in diesem Ausschuss durch. Insofern ist auch nichts von dem verlorengegangen, Frau Dr. Siegemund, was Sie gesagt haben, als der Kultursenator draußen war. Also das steht dann alles Wort für Wort in unserem Wortprotokoll. Ich möchte mich ganz herzlich bei Ihnen bedanken, für Ihre Zeit, für Ihre Informationen, für Ihre Kompetenz, die Sie eingebracht haben, und verabschiede Sie. Ich denke, wir sehen uns bei der einen oder anderen Gelegenheit, und wünsche Ihnen noch einen schönen Tag. – Vielen Dank! – [Allgemeiner Beifall] –

Punkt 3 der Tagesordnung

Antrag der Fraktion der SPD, der Fraktion Die Linke
und der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen
Drucksache 18/1946
Neuvergabe des Kultur-Ticketing

[0159](#)
Kult(f)
KTDat*

Siehe Inhaltsprotokoll.

Punkt 4 der Tagesordnung

Antrag der Fraktion der CDU
Drucksache 18/1693
**Keine staatliche Förderung für Hetzer: Klares
Bekenntnis zur freiheitlichen demokratischen
Grundordnung und zum Existenzrecht Israels in den
Förderanträgen des Landes Berlin verankern!**

[0141](#)
Kult(f)
IntArbSoz*
BildJugFam
Recht
VerfSch

Siehe Inhaltsprotokoll.

Punkt 5 der Tagesordnung

Verschiedenes

Siehe Beschlussprotokoll.